Nr. 32 — **Leipzig, den 11. August** — **1889**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Dritter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1293)

Abonnementspreis: Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Insertionsgebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Vom Glück 2 — Ein Wort über 1. Petr. 3, 19 — Henri Arnaud und die glorreiche Rückkehr der Waldenser 8—13 — Ausblick auf Danzig. Für die 43. Hauptversammlung der Gustav-Adolf-Stiftung zu Danzig, 3. bis 6. September — Bodelschwingh und seine Kritiker — Bücher und Schriften: Augustins Konfessionen; Licht und Schatten in der katholischen und evangelischen Kirche; Eine französische Zeitschrift — Verschiedenes: Verbot der lutherischen Mission in Rußland; Aufruf für die katholische Rochuskapelle; Die Generalversammlung des Evangelischen Bundes; Die Berichterstattung über die Meißner Konferenz — Quittung — Anzeigen

Vom Glück

2

Was hast du, das du nicht empfangen hast? 1. Kor. 4, 7

Es sind zuweilen in der Kirche strenge Prediger aufgestanden, die, nachdem sie erst das Leben bis auf die Hefe genossen hatten, endlich des Genusses überdrüssig geworden, mit aller Wucht der Ueberzeugung Flucht und Enthaltung forderten. Thatsächlich haben sie wohl eine große Wirkung ausgeübt; aber nicht nur Spötter und Ungläubige haben gefunden, daß ihr Vorleben die Wirkung des plötzlichen Bußernstes beeinträchtigte: sie hatten die Welt und ihre Lust zu gut kennen gelernt, und ihr leidenschaftliches Verdammungsurteil war vielleicht zu sehr nur die Kehrseite der einstigen leidenschaftlichen Hingabe, als daß es volles Vertrauen hätte einflößen können. Gott mag in seiner Barmherzigkeit einen Menschen diesen Weg führen — und wer wollte über die Aufrichtigkeit solcher Bekehrung ein Urteil haben? Aber kein Erzieher wird wünschen und darauf hinwirken, daß eine anvertraute Seele auf diesem Wege den Unwert irdischer Lust erfahre; ihren rechten Wert zu erfahren ist es vollends gar nicht der richtige Weg.

Es hat auch andre Prediger der Weltflucht gegeben, die die Welt und ihre Güter gar nicht kannten, also auch gar nicht zu schätzen wußten. Aber schwerlich kann uns von weltlichen Gütern, von irdischem Glück rechten christlichen Unterricht geben, wer nicht erfahren hat und darum nicht zugiebt, daß die Erde voll von Gütern ist, die auch das Herz des Christen erfreuen, daß es irdisches Glück giebt, das vor Gott und unserm Gewissen seinen Wert und sein Recht hat. Jugend, Gesundheit, Besitz, Macht über Menschen und Verhältnisse, Bildung, gesellige Freude, Freundschaft, Liebe — gesetzt, es kännte einer alle diese Dinge nicht, er könnte sicher ein Christ sein, in vielem uns ein Vorbild, fromm Gott als sein einziges Gut umfassend: Wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde! Aber den rechten Brauch und Genuß jener Güter könnte er uns nicht lehren; ja, wollte er uns predigen, daß es keine Güter sind, so würden wir ihn dazu für nicht berufen erachten. Und frömmer, wenn wir so wägen und messen dürfen, ist es doch vielleicht, alle jene Güter kennen, schätzen, sogar begehren, und dennoch an Gott das einzige, höchste Gut haben.

Lassen wir die beiderlei Bußprediger beiseite und halten uns, gut evangelisch, an die heilige Schrift. Sie sagt uns, daß von Gott, dem Vater des Lichts, nur gute und vollkommne Gabe herabkommt (Jak. 1, 17). So muß, was wir aus seiner Hand nehmen, gut, vollkommen, licht sein. Es wird nur gelten, überall und unter allen Umständen den irdischen Gütern ihr Gift zu nehmen, das Gott nicht in sie hineingelegt hat (Jak. 1, 13), die Macht der Versuchung, die sie sich dienstbar gemacht hat, zu beschwören, damit wir an ihnen reine Gottesgaben haben.

Nur durch den Gedanken selbst, daß die irdischen Güter Gottes Gabe sind, beschwören wir jene verführerische Macht. Was hast du, das du nicht empfangen hast? Laß dir diese Frage zu Herzen gehn, schreibe sie über dein ganzes Glück, und dieses dein Glück wird dich um deinen Gott, um deine Seligkeit nicht bringen.

Aller Genuß und alle Freude, alle Erquickung und Erhebung des Leibes und der Seele, die ich dankbaren Gemütes auf meinen Gott zurückführe, mache ich damit selbst zu einem Teil des höchsten Gutes, das mein Gott eben ist und bleibt. Kann es einen vollern Ausdruck freister, fröhlichster Lebenslust geben, als das Lied Paul Gerhardts: Ich singe dir mit Herz und Mund? Da ist alles, vom blauen Himmelszelt über uns bis zu Oel und Most, auf den „Ursprung aller Dinge" zurückgeführt, und damit die Lust daran so geweiht und geheiligt, daß der Gedanke gar nicht aufkommt, es könne diese Lust auch zur Versuchung und zur Sünde werden. Da sind alle die irdischen Gaben, ob mehr sinnlicher oder geistiger, sittlicher oder natürlicher Art, durch den Glauben wieder eingesenkt in Gott, und wenn mich nun der Katechismus anweist, Gott zu lieben über alle Dinge, so sind jene Dinge gar nicht neben oder außer Gott, sondern sind beschlossen in Gott: ich kann sie also auch nicht höher schätzen als Gott und damit Gott verleugnen. Wir essen oder trinken, wir fahren oder reiten, wir genießen Bücher oder Menschen, Kunst, Wissenschaft oder Familienglück — oder was wir thun, wir thun alles zu Gottes Ehre (1. Kor. 10, 31).

Es ist also mit Einem Worte die Demut der Talisman, der uns gegen alle Schädigung durch irdische Freude schützt. Nicht die Demut, wie man sie gewöhnlich versteht, das Gefühl der eignen Ohnmacht und Sündhaftigkeit. Gewiß ist es „demütigend," niederdrückend, wenn wir unsre Mängel, unsre Schuld uns eingestehn und eingestehn müssen; aber die Tugend der Demut besteht doch nicht darin, daß wir uns möglichst elend, schwach, schuldig fühlen*) — ein Christ soll ja vielmehr trotz aller Schwachheit stark, trotz aller Schuld frei und selig sein: die Tugend der Demut besteht darin, daß man sich in seiner Schwachheit stark machen, in seinem Elend beglücken, in seinem Schuldbewußtsein erlösen läßt, auf alle Selbstbeglückung und Selbsterlösung verzichtend; sie ist das Mit Danksagung

*) Kindliche Demut nennen wir die Demut in ihrer Vollendung. Nun hat das Kind, indem es demütig ist, doch wahrlich kein Bewußtsein seiner Sündhaftigkeit, kein Schuld- und Ohnmachtsgefühl. Seine Demut verträgt sich mit heller Lebenslust, findet darin ihre wesentliche Ergänzung. Wir kommen darauf zurück.

empfangen, auf das der Mensch bei jedem Atemzuge angewiesen ist und das allein der Christ versteht. Empfange dein Glück mit aufrichtiger Danksagung als unverdientes Gottesgeschenk — und was soll es dir schaden? Es muß dir ja vielmehr zum Besten dienen.

Und derselbe Gedanke, der uns so vor der Versuchung im Glück schützt, bewährt sich auch als das sicherste Hilfsmittel, zu unterscheiden, was wirklich ein Glück, ein Gut für uns ist. Denn keine christliche Predigt oder Sittenlehre vermag in klaren Beschreibungen und wohlgeordneten Aufzählungen die wahren und die trügerischen Freuden des Lebens zum mechanischen, gesetzlichen Gebrauch für die Christen festzustellen. Vielmehr kann die nämliche Sache für den einen Christen ein Gut, für den andern ein Uebel bedeuten. Es wird darauf ankommen, ob du Gott dafür danken kannst. Du wirst in deinem Gewissen, in herzlichem Gebet zu Gott dir klar werden müssen, ob dus von ihm empfangen hast oder empfangen sollst. Die innre Gewißheit hiervon giebt er nach dem Zeugnis aller Frommen seinen Kindern immer: solches Gebet ist unter allen Umständen angenehm und erhöret. Und dann, wenn du sie erlangt hast, magst du dich freuen, magst du glücklich sein, und deine Freude soll niemand von dir nehmen. R

Ein Wort über 1. Petr. 3, 19

In dem Aufsatze über die „Höllenfahrt" Christi bin ich auf einzelne Stellen als solche nicht eingegangen. Die Redaktion meint, die Leser würden doch wohl wünschen, wenigstens diejenige biblische Stelle näher beleuchtet zu sehen, die am deutlichsten und direktesten von einem Abstiege Christi in das Totenreich und einem Werke, das er unter den Toten gehabt, redet.*)

Es ist mir aus Gründen, die ich hier beiseite lassen muß, nicht glaublich, daß der Apostel Petrus diesen Brief geschrieben habe. Das Sendschreiben wird aus dem Beginne des zweiten Jahrhunderts stammen.

Jene Stelle nun bietet unter mehr als einem Gesichtspunkte Schwierigkeiten. Es scheint zunächst schier unbegreiflich, was den Verfasser zu der Zwischenbemerkung — denn um eine solche handelt es sich — über Christi Predigt bei denen, „die zur Zeit Noahs ungehorsam waren," über die Errettung der acht Personen durch die Arche des Noah und die Bedeutung der Noachidischen Flut als eines Sinnbildes der Taufe veranlaßt. Ich kann das vorderhand auf sich beruhen lassen. Die Illustration des Gedankens von Christi Hadesfahrt wird darauf vielleicht mit Licht werfen.

1. Wenn man 4, 5 und 6 ansieht, so wird man nicht zweifeln können, daß der Gedanke der Predigt Christi in der Unterwelt für den Verfasser zusammenhängt mit dem Gedanken, daß Christus ein „Richter der Lebendigen und der Toten" sei. Wie kann er über die Toten richten, wenn er ihnen nicht gepredigt, nicht sich und sein Heil ihnen angeboten hat? Daß die Vorstellung aufgekommen, Christus werde auch die vor ihm Verstorbnen richten, ist ja nicht schwer verständlich, wenn man die Universalität des Christentums bedenkt. Das kommende Gericht Christi ist ebenso dazu bestimmt, den Gläubigen die Seligkeit endgiltig zuzusprechen, als den Ungläubigen die Unseligkeit, „das ewige Feuer." Wenn Christus im Hades predigt, so will er Heil schaffen, ob er auch dort so wenig als auf Erden überall Glauben findet. Man kannte übrigens einen heiligen Spruch, der davon redete, daß „Gott der Herr, der Heilige Israels, gedacht habe seiner Toten, die da ruhen in den Gräbern, und herniedergestiegen sei, ihnen zu predigen sein Heil." Die „Toten Gottes" sind zunächst die frommen Israeliten. Christlichermaßen dachte man dabei an alle Toten, die auf Erden nichts von Christus gehört hätten und doch vielleicht für den Glauben gewinnbar seien. Justin, der (um die Mitte des zweiten Jahrhunderts) jenen Spruch als erster, den wir kennen, anführt, behauptet, er sei ein Wort des

*) Das für unser Blatt allzu gelehrt ausgefallne Stück wollen unsre ungelehrten Leser als Anhang zu dem Aufsatze „Niedergefahren zur Hölle" freundlichst mit in Kauf nehmen.

Propheten Jeremias. In den auf uns gekommnen Exemplaren der Schriften dieses Propheten steht er nicht. Aber auch nicht bei Jesaias, dem Irenäus das Wort gelegentlich einmal zuschreibt. Auch dem Jeremias legt letztrer es bei, zweimal zitirt er es außerdem, ohne den Propheten zu nennen, der es gesprochen habe. Es steht dahin, welche Bewandtnis es mit dem Spruche hat. Das Wort war mindestens eine starke Bestätigung dafür, wenn nicht die erste Quelle des Gedankens, daß Christus auch noch im Totenreich seine Predigt geübt habe.*)

2. Von denjenigen, die Christi Predigt Glauben entgegenbringen, wird niemand aus der Unterwelt vor dem Gerichte wirklich erlöst, als besondre alttestamentliche Fromme, die Patriarchen u. s. w. Man hat nicht zu denken, daß der Verfasser des ersten Petrusbriefes meine, jene Ungehorsamen seien aus ihrem „Gefängnis" alsbald durch Christus befreit worden.

Die Bezeichnung der Unterwelt als „Gefängnis" schließt nicht unmittelbar die Vorstellung von ihr als einem Strafort in sich. Man vergegenwärtige sich, wie freudlos das Reich der „Schatten" gedacht wurde, und man wird begreifen, daß man diese Höhle auch dann ein „Gefängnis" nannte, wenn man sie ganz neutral, ohne einen Gedanken an eine „Strafe," als den Aufenthaltsort der Toten (der Guten, ebenso wie der Bösen) sich vorstellte. Ein „Gefängnis" wird sie dann vergleichsweise genannt. Allein es fehlte doch auch nicht der Gedanke von besondern positiven Uebeln, welche die Bösen schon vorab in der Unterwelt erführen. Ja auch die Gläubigen erfahren dort zu ihrer Läuterung Leiden, „Strafen." Tertullian wendet gelegentlich einmal das Wort Matth. 5, 25 und 26 auf den Zustand der Gläubigen in der Unterwelt an: sie müssen alle ihre Schuld „bis auf den letzten Heller" dort bezahlen, ehe der „Richter" sie aus dem „Gefängnis" herausläßt, d. h. zur Himmelsfreude beruft. Ich zweifle nicht, daß der Verfasser des ersten Petrusbriefes meint, die „Ungehorsamen," die er erwähnt, stünden in der Unterwelt unter besondern Strafen, seien im spezifischen Sinne dort im „Gefängnis."

3. Das Sonderbarste in der Stelle 1. Petr. 3, 19 ist die Behauptung, daß Christus „im Geiste" (d. h. als er leiblos, mit andern Worten: noch nicht auferstanden war) hingegangen sei, zu predigen jenen „Geistern," die „einstmals in den Tagen des Noah, da die Langmut Gottes wartete, ungehorsam waren." Warum sagt der Verfasser nicht, Christus habe, während er im Geiste existirte, den „Toten" gepredigt? Ist er der Meinung, daß Christus nur jenen besondern Toten gepredigt habe? Das kann doch unmöglich geglaubt werden (vgl. 4, 6). Ein gewisses Licht fällt auf die Stelle, wenn man bemerkt, daß und wie gerade das „Geschlecht der Flut" bei den jüdischen Theologen schon eine Rolle spielte. Von befreundeter Seite sind mir einige sehr interessante Stellen zur Verfügung gestellt, die ich in der Anmerkung mitteile, weil die Erklärer des ersten Petrusbriefes sie nicht kennen und sie mindestens den Theologen unter den Lesern willkommen sein werden.**)

*) Erwähnt sei nebenbei, daß man zum teil auch glaubte, die Apostel seien ganz ebenso wie Christus zur Unterwelt herniedergestiegen, um dort zu predigen. Wie sie überhaupt Christi Werk fortsetzen, so auch im Totenreiche. Wieweit diese spezielle Vorstellung verbreitet gewesen, läßt sich nicht sagen. Sie ist in dem merkwürdigen Buche, das „der Hirt" heißt und in Rom (spätestens etwa 130—140) entstanden ist, zu finden.

**) Folgende Mitteilung verdanke ich Herrn Professor Schürer:

An verschiednen Stellen der Mischna (zweites Jahrhundert nach Chr.), wo es sich darum handelt, Beispiele besonders hervorragender Sünder zu nennen, wird „das Geschlecht der Flut" mit in erster Linie genannt.

1. Baba mezia IV, 2: „Der, welcher dem Geschlecht der Flut und dem Geschlecht der Sprachentrennung vergalt, wird auch dem vergelten, der sein Wort nicht hält."

2. Sanhedrin X, 1 bis 3: „Alle Israeliten haben Anteil an der künftigen Welt. . . . Folgende haben keinen Anteil an der künftigen Welt: Wer behauptet, die Auferstehung der Toten sei nicht im Gesetz gelehrt, und das Gesetz stamme nicht vom Himmel, und Epikur. . . . Drei Könige und vier Privatleute haben keinen Anteil an der künftigen Welt. Die drei Könige sind: Jerobeam, Achab und Manasse. . . . Die vier Privatleute sind: Bileam, Doeg, Achitophel und Gehasi. Das Geschlecht der Flut hat keinen Anteil an der künftigen Welt und steht nicht auf beim Gericht. . . . Das Geschlecht der Sprachentrennung hat keinen

Ich glaube darnach, daß Vers 19 ff. zu übersetzen ist:
in welchem er auch [sogar] den Geistern im Gefängnisse, als er selbst hingegangen war, gepredigt hat, [jenen] die da ungehorsam waren damals, als die Langmut Gottes wartete, in den Tagen des Noah, da die Arche gezimmert ward....

Es entspricht der ganzen Schreibart des Verfassers, wenn die spezielle Bezeichnung der Geister erst nachgeholt wird. Zuerst ist auch alsbald wieder allgemein von der Langmut Gottes die Rede gegenüber den „Geistern," die der Verfasser im Sinne hat, und dann erst wird gesagt, wann dieselbe „wartete." Der Zusammenhang der Ausführung ist der, daß der Schreiber die Christen ermahnen will, die Trübsal, die über sie gekommen, hinzunehmen, wie Christus sein Leiden hingenommen. Die Christen können, wenn sie sich in der Verfolgung richtig verhalten, ihre Gegner wohl gar innerlich überwinden. Dann leiden sie zu Gunsten ihrer Gegner, wie Christus, der Gerechte, für die Ungerechtenlitt. Christus hat durch seinen Tod „uns zu Gott geführt." Der Verfasser erinnert sich, daß er sogar den Schlimmsten das Heil predigen durfte, weil er litt, starb und dadurch zum „Geiste" gemacht wurde. Möglich, daß der Verfasser wußte, die Juden glaubten ja, jenes Geschlecht der Flut sei endgiltig verurteilt. Ein Christ dagegen weiß, daß Gott allen das Heil zuwenden will. Nachdem er einmal jenes Geschlecht der Flut genannt hat, kommt ihm in das Gedächtnis, daß die „Flut" ja auch eine sinnbildliche Bedeutung hat, und so fügt er noch die Bemerkung über die Taufe ein.

Vielleicht war die Anspielung auf Christi Predigt bei dem „Geschlechte der Flut" den Lesern sofort verständlich, so rätselhaft sie uns erscheint. Es ist ganz wohl denkbar, daß es den Christen damals, nach den Predigten, die sie hörten, geläufig war, die Allgemeinheit der Gnade Gottes so bezeichnet zu sehen, daß man von der Heilsverkündigung auch bei dem Geschlechte der Flut redete: man wußte, daß man dann auf eine spezielle jüdische Theorie anspielte. Daß wir nur diese eine Probe einer solchen Anspielung auf das „Geschlecht der Flut" noch finden, bedeutet natürlich nicht viel. Der Verfasser handelt davon, daß Christi Leiden eine selige Frucht für die Ungerechten gehabt. Es kommt ihm darauf an, wenigstens anzudeuten, wie groß diese Frucht war. Die Leser mögen hoffen, auch eine große Frucht zu schaffen, wenn sie ihr Leid richtig tragen.

Vielleicht habe ich mit dem Vorstehenden auch erklärt, wie der Verfasser dazu kommt, den Exkurs 3, 19 bis 21 zu machen.

F K

Henri Arnaud und die glorreiche Rückkehr der Waldenser

8

Wir können hier nicht auf die Einzelheiten des kleinen Krieges eingehen, der während der nächsten zwei Monate sich abspielt. Wie bisher beweisen die herzoglich savoyischen sowie die französischen Truppen herzlich wenig Mut und lassen sich einmal ums andre von einer Handvoll Waldenser schmählich erschrecken und in die Flucht jagen. Aber auf die Dauer kann die kleine Schar trotz aller Tapferkeit sich nicht gegen die Uebermacht halten. Fort und fort siegreich, müssen sie doch fort und fort sich zurückziehn; ihre Abteilungen werden zersprengt; sie müssen sich verbergen und froh sein, wenn sie bei Nacht und Nebel ihren Feinden entrinnen können. Auch haben sie von Hunger und Kälte vielfach zu leiden. Einen festen Punkt, zugleich ihr wichtigstes Proviantmagazin, haben sie im Oktober verloren, indem eine versprengte Abteilung, thatkräftiger Leitung entbehrend und an erfolgreichem Widerstande verzagend, den Posten preisgab. Dazu vermindert sich fort und fort ihre Zahl durch Tod und Verwundung oder Gefangennahme, auch indem einzelne den Mut verlieren, weich werden und von ihrer Sache abfallen. Ihre Zahl ist nicht höher als 500 oder 550 anzuschlagen. Dagegen vernehmen sie Kunde von 10 000 Franzosen und 12 000 Piemontesen, die im Anzuge seien. Zuletzt müssen sie herzlich dankbar sein, daß es ihnen nur wieder gelingt, sich alle zu Einer Schar zu vereinen und zusammenzuschließen.

Gegen Ende des Monats Oktober sahen die Waldenser deutlich ein, daß es in der bisherigen Weise nicht weitergehen könne. Es galt einen klaren Plan und einen bestimmten Entscheid zu fassen. Ein Kriegsrat ward versammelt. Die Ansichten waren geteilt, die Männer vermochten nicht sich auf einen Vorschlag zu einigen, es war Zersplitterung und damit ein sichrer Untergang zu befürchten. Da trat Arnaud auf. In den vorangegangnen Kämpfen war er selber einmal mit nur sechs Mann versprengt worden, und nicht weniger als dreimal hatte er bereits seine Seele Gott befohlen, da jede Rettung unmöglich schien; weiterhin hatte er, seit seines Genossen Montoux Gefangennahme der einzige Geistliche, so viel als möglich die getrennten Abteilungen mit Wort und Nachtmahl bedient. Jetzt trat er im Kriegsrat auf, wies in der dringenden Not die Versammelten auf Gott und begann zu beten. Darauf mahnte er seine Brüder zur Einigkeit und brachte sie zur Erkenntnis, daß es am besten sei, dem Rate zu folgen, den der alte, erfahrne Janavel für einen solchen Fall gegeben hatte, nämlich sich nach der Balsille zurückzuziehen, einer schroffen und unzugänglichen Felsenhöhe nahe beim Dorfe Balsille, im Hintergrunde des Thales von St. Martin.

Sofort ging es an die Ausführung des Planes. Die Stellung, in der die Waldenser sich eben befanden, wurde mit aller Sorgfalt verschanzt und befestigt, um die Feinde zu täuschen und aufzuhalten. In der Nacht aber, in völliger Finsternis, wurden die eben errichteten Schanzen in aller Stille verlassen. Den Führern wurden weiße Tücher über den Rücken gehängt, damit man ihre Gestalten nicht ganz aus den Augen verlöre, und, oft auf Händen und Füßen, ging nun der Marsch an Abgründen hin auf Pfaden, die bei Tage nicht ohne Gefahr betreten werden, bei deren Anblick später den Flüchtigen sich die Haare sträubten; ja es gelang, zwei Verwundete auf Pferden unversehrt mitzuführen, und glücklich wurde die Balsille erreicht.

9

Hier setzten die Waldenser, etwa 400 an Zahl, sich fest. Die in drei Absätzen sich erhebende steile Höhe mit den Ruinen eines Schlosses bildete eine natürliche Festung. Unten floß ein Bach, über den eine Brücke führte und an dem eine Mühle stand. Dieser letztern fehlte unter anderm eine Hauptsache, der Mühlstein. Zwei aus der Gegend stammende Männer wußten Rat. Sie selbst hatten ihn vor mehr als drei Jahren, als sie das Land verlassen mußten, in den Bach geworfen, um ihn auf eine Zeit zu verbergen, wo man vielleicht wieder möchte über ihn froh sein. Er fand sich richtig im Geröll, man zog ihn hervor, und zwölf Mann brachten ihn wieder an seinen alten Platz. Damit war den Waldensern eine Mühle gesichert, auch wenn die Feinde sie an der Benutzung einer etwas weiter entfernten hindern sollten. Auf der Balsille wollten sie den Winter 1689/90 zubringen. Es wurde die Ordnung aufgestellt, daß Arnaud jeden Sonntag zweimal und überdies jeden Donnerstag predigte. Ebenso hielt er am Morgen und am Abend das Gebet, dem jedermann knieend beiwohnte. Nach der Balsille schaffte man so viel als möglich Lebensmittel; dazu befestigte man die Höhe aufs beste. Nicht weniger als siebzehn Schanzen wurden bis zur Spitze des Berges aufgeführt, eine über der andern, sodaß man eine nach der andern dem Angreifer konnte streitig machen. Gräben wurden ausgehoben, aus Steinblöcken Mauern aufgeführt, durch Verhaue aus Bäumen die Zugänge gesperrt. Auch achtzig Hütten oder wohl eher Hüttchen gruben sie sich in die Erde und leiteten mit Rinnen und Gräben das Wasser von ihnen weg. Darinnen lagerten sie auf ihrem Stroh fast wie

---

Anteil an der künftigen Welt.... Die Leute von Sodom haben keinen Anteil an der künftigen Welt.... Sie stehen aber auf beim Gericht.... Die Kundschafter haben keinen Anteil an der künftigen Welt.... Das Geschlecht der Wüstenwanderung hat keinen Anteil an der künftigen Welt und steht nicht auf beim Gericht.... Die Rotte Korahs wird nicht wiederaufkommen...."

3. Edujoth II, 10: „R. Akiba sagte, es giebt fünf Dinge von nur zwölfmonatlicher Dauer. Das Gericht über das Geschlecht der Flut dauerte zwölf Monate; das Gericht über Hiob dauerte zwölf Monate; das Gericht über die Aegypter dauerte zwölf Monate; das Gericht über Gog und Magog wird zwölf Monate dauern; das Gericht über die Sünder im Gehinnom wird zwölf Monate dauern."

in Gräbern. Auch späterhin während des Winters gelang es den Eingeschlossnen zuweilen, durch kühne Streifzüge sich Lebensmittel zu verschaffen. Eine besondre Fügung der göttlichen Vorsehung erkannten sie bald darin, daß sie im Herbste die Feldfrüchte nicht hatten einsammeln können, die von den katholischen Bewohnern waren angepflanzt worden. Solche Vorräte wären beim Rückzug nach der Balsille den Feinden in die Hände gefallen. Nun stand das Getreide im Winter noch auf dem Halm; unter dem Schnee erhielt es sich wunderbar gut bis zum Januar und Februar, ja noch länger, und konnte fort und fort eingesammelt und gemahlen werden.

Die Feinde waren sehr erstaunt über den unerwarteten Wegzug der Waldenser. Nach einigen Tagen erst entdeckten sie deren Schlupfwinkel. Als sie aber in den letzten Tagen des Oktobers Miene machten, die Balsille anzugreifen, holten sie sich nur im frischen Schnee erfrorne Füße und verloren überdies 63 Mann. Nur die entferntre Mühle, aus der sie einige Waldenser verjagten, brachten sie in ihre Gewalt. Nicht weniger als 500 Mann hatten sie dazu aufgeboten; drei Mann nahmen sie gefangen, darunter zwei Kranke, die sie schmählich umbrachten. Darauf zogen sie sich zurück, indem sie auf Ostern wiederzukommen versprachen, und die Waldenser hatten den Winter über Ruhe.

10

Mit dem Monat März begannen wieder Plänkeleien und kleine Scharmützel. Doch vor dem entscheidenden Angriff machten die Feinde den Versuch, durch gütliches Zureden, namentlich auch durch Briefe von Angehörigen, die sie an die Eingeschlossnen gelangen ließen, diese zur Aufgabe des Widerstandes zu bewegen. Am 17. April geschah die letzte derartige Aufforderung. Die Antwort des Kriegsrates ging dahin: Wir haben als Unterthanen des Herzogs seit undenklichen Zeiten dieses Land inne gehabt, stets die uns auferlegten Steuern bezahlt und Gehorsam geleistet. Wir lebten friedlich, indem wir Gott die Ehre gaben, die alle Geschöpfe ihm schuldig sind, und dem Kaiser, was ihm gebührt. Wir sind nach schweren Leiden verstoßen und vertrieben worden. Niemand wird sich wundern, daß wir nach unserm Lande zurückkehren wollen. Die Vögel, vernunftlose Tiere, kehren zu ihrer Zeit zu ihrem Neste zurück, und niemand wehrt es ihnen; Menschen, nach Gottes Bild geschaffen, will man es wehren. Die Waldenser wollen keinem etwas zu leide thun, sondern als gute und getreue Unterthanen ihres Fürsten im Lande leben. Man war also zum äußersten Widerstand entschlossen und guten Mutes. Denn Ende Januar hatten sie Briefe aufgefangen, die für einen savoyischen Befehlshaber bestimmt waren und aus denen sie ersahen, daß das gute Einvernehmen zwischen ihren vereinigten Feinden, Ludwig XIV. und dem Herzog von Savoyen, ins Wanken gekommen war. Das war für die von aller Welt Abgeschnittnen wenigstens ein Strahl der Hoffnung.

Nun sollten die Waffen entscheiden. Am letzten April 1690 rückten die Franzosen heran. Sie litten schwer von Schnee und Kälte; um sich zu erwärmen, mußten die Soldaten sich gegenseitig umarmen, während 1400 Bauern die Wege bahnten und Lebensmittel herbeischafften. Es waren 10 000 Franzosen und 12 000 Mann savoyischer Truppen. Ein erster Sturm am 1. Mai wurde blutig abgeschlagen. Tags darauf erneuten 500 Mann den Angriff. Ein furchtbares Gewehrfeuer empfing sie; bald brachen die Belagerten aus ihren Schanzen hervor, und von den Angreifern entrannen nicht mehr als zehn oder zwölf dem Gemetzel. Ihr Anführer wurde verwundet und gefangen eben an den Ort gebracht, von dem er ein paar Stunden zuvor siegesgewiß zu seinen Truppen gesprochen hatte: Kinder, heute abend müssen wir in diesem Neste übernachten! Die Waldenser hatten weder Tote noch Verwundete. Zwei Tage nachher, am Donnerstag, predigte Arnaud, und wir werden uns kaum wundern, daß ihm und seinen Zuhörern die Thränen über die Wangen flossen. Er sagte auch einige Worte über brüderliches Teilen der Beute. Kaum hatte er geendet, so brachte jeder herbei, was er, besonders an Waffen und Kleidern, in Händen hatte; jedem konnte etwas zugeteilt und die Aermsten in besondrer Weise berücksichtigt werden.

Etwa acht Tage ruhte der Kampf um die Balsille. Am 10. Mai zogen die Feinde wiederum in Scharen unter Trommelschlag heran und umschlossen von allen Seiten das Felsennest. Selbst die nötigen Stricke brachten sie mit, um die Waldenser zu hängen. Sie errichteten Schanzen und leiteten nun eine förmliche Belagerung ein. Von beiden Seiten begann wieder das Feuer. Kaum eine Nacht verging, ohne daß die Waldenser nicht irgend einen Ausfall wagten. Durch das Versprechen freien Abzugs und ungehinderten Wegzugs aus dem Lande sowie reicher Geldspenden ließen sie sich so wenig zur Niederlegung der Waffen bewegen als durch die Drohung, die Kanonen sollten in der Sache mitreden, und wenn diese nur erst ihren Mund aufgethan hätten, sei für die Belagerten keinerlei Schonung mehr zu erwarten. Eure Kanonen mögen ihre Stimme erheben, lautete die mannhafte Antwort; unsre Felsen werden nicht davor erbeben.

Der 13. Mai war unter lebhaftem Gefecht vergangen. Zum erstenmal hatten Kanonen eingegriffen und einigen Schaden an den Befestigungen gethan. Am nächsten Tag folgte der Hauptschlag und die Entscheidung. Früh morgens eröffnete das Feuer der Kanonen den Angriff, und vor Mittag schon hatte man 114 Schüsse gezählt, eine recht bescheidne Leistung gegenüber dem, was die heutige Artillerie vermag, eine furchtbare Kanonade für jene Zeit, ein verheerendes Feuer für die Belagerten, deren Mauern, nur aus trocknen Steinen ohne Mörtel aufgeführt und nur auf Flintenkugeln berechnet, vor den wuchtigen Geschossen nirgends standhielten. Nun gingen die Feinde von drei Seiten zugleich zum Sturme vor, indem sie die Belagerten mit einem Hagel von Kugeln überschütteten, ohne doch dadurch irgendwie nennenswerten Schaden anzurichten. Freilich sich zu halten vermochten die Waldenser nicht mehr. Höher und höher mußten sie sich an ihrem Felsen emporziehen, und endlich sahen sie sich auf dem höchsten Punkte zusammengedrängt und eingeschlossen, und selbst diese letzte Zuflucht hatten sie nur unversehrt und unbehelligt von den feindlichen Kugeln erreichen können, indem ein Nebel ihre Bewegungen verhüllte.

Unten durchstöberten die Feinde die verlassnen Stellungen; oben sannen die Belagerten auf ein letztes Entkommen. Es schien unmöglich; denn mit Einbruch der Dunkelheit flammten ringsum mächtige Feuer auf: sie waren völlig eingeschlossen. Da sahen sie ein, daß allein Gottes Hand sie vor ihren Feinden retten konnte. Und er half. Ein dichter Nebel senkte sich noch vor Nacht über das Land. Da erklärte sich ein Hauptmann, dessen Heimat eben die Gegend der Balsille war, bereit, seinen Brüdern einen Ausweg zu weisen. Die Linie der feindlichen Feuer hatte die Aufstellung des Feindes verraten; darnach war ein Entkommen allein durch eine fürchterliche Schlucht möglich. Sofort machte man sich auf den Weg. Barfuß, um weniger geräuschvoll und umso sichrer aufzutreten, mit Händen und Füßen tastend und vorsichtig gleitend ging es in den Schlund. Ganz nahe an einem französischen Posten vorbei führt der Weg. In diesem Augenblick entfällt einem Waldenser, der mit beiden Händen sich vorwärts arbeitet, ein kleiner Kessel und springt kollernd von Stein zu Stein. Ein Wer da? ertönt alsbald. Glücklicherweise giebt der Kessel nicht Antwort, der Rufer glaubt, er habe sich getäuscht, er wiederholt sein Wer da? nicht, und die Flüchtlinge entkommen aus der gefährlichen Nähe. Am folgenden Morgen finden die Franzosen zu ihrem höchsten Erstaunen und Aerger nur noch die leeren, zerschossnen Mauern.

11

Aber was war nun gewonnen? Nachdem der letzte feste Posten aufgegeben war, wohin sich wenden in dem von Feinden erfüllten Lande? Natürlich wurde die Flucht sofort bemerkt, und die Verfolger hefteten sich an die Fersen der Entronnenen. Die Verwundeten wurden in einer Höhle verborgen. Die Gesunden flohen ohne Ruhe und Rast über Berg und Thal. Während im Rücken die Franzosen drohten, begegneten sie bald den Truppen von Savoyen. Am 17. Mai mußten sie diesen ein Gefecht liefern. Wohl trugen sie den Sieg davon; aber was half ihnen ein Sieg? Stets siegreich hatten sie doch sichern Untergang vor Augen.

Aber die Hilfe war nahe. Von einem savoyischen Hauptmann, der gefangen worden war, erfuhren die Waldenser, daß

in den nächsten Tagen der Herzog von Savoyen sich entscheiden mußte, ob er wie bisher am Bunde mit Ludwig XIV. festhalten oder sich dessen Feinden anschließen wolle. Bald wurde ihnen Gewißheit. Am folgenden Tage, am 18. Mai, zogen sie nach Nahrungsmitteln auf Beute aus. Wie waren sie überrascht und erfreut, als plötzlich, da sie bei einer Häusergruppe Halt machten, ihnen Abgeordnete des savoyischen Befehlshabers den Frieden von Seiten des Herzogs entgegenbrachten, der in der That mit Ludwig XIV. gebrochen hatte, und sich erbot, sie sofort mit Lebensmitteln zu versorgen! Das war der schwersten Not unerwartetes Ende.

Bald folgten sich nun die freudigen Ereignisse Schlag auf Schlag. Frieden freilich fanden die Waldenser noch keinen. Vielmehr waren sie ihrem Herzog willkommne Helfer in dem Kriege, den er anfang Juni 1690 an Frankreich erklärt hatte. Aber schon am 4. Juni gestattete ein herzoglicher Erlaß den Waldensern sowie den französischen Reformirten freien Eintritt in das Land. Am selben Tage durften die Waldenser die ersten ihrer Brüder begrüßen, die aus den Gefängnissen frei gelassen worden waren. Sie brachten die frohe Kunde mit, der Herzog wolle überall, selbst in seiner Hauptstadt Turin, die freie Predigt des Evangeliums gestatten. Rasch leerten sich die Kerker. Mehrere hundert Gefangne erhielten die Freiheit, auch jene 122, die in der Schweiz ergriffen worden waren, ehe sie den Sammelplatz am Genfer See erreicht hatten. Arnaud selber kam vor den Herzog und überbrachte wichtige Briefe des Feindes, die seine Leute aufgefangen hatten. Er ward mit Ehren und Auszeichnung empfangen. Der Herzog schenkte ihm als Anerkennung seiner Thaten einen Kommandostab, ähnlich wie ihm auch sein Gönner, Wilhelm III. von England, den Rang eines Obersten verlieh. Aber wichtiger als solche Ehrenbezeugungen waren die Worte, die Arnaud von seinem Herzog vernehmen und seinen Brüdern zurückbringen durfte:

Ihr habt nur Einen Gott und Einen Fürsten, dem ihr dienen sollt. Dienet Gott und euerm Fürsten treulich. Bisher sind wir Feinde gewesen, fortan müssen wir gut Freund sein. Andre sind schuld gewesen an euerm Unglück; aber wenn ihr, wie billig, euer Leben in meinem Dienst einsetzet, so will ich auch das meine für euch einsetzen, und so lange ich ein Stück Brot habe, sollt ihr dran Teil haben.

Wer Arnauds Bericht über diese Ereignisse liest, der begreift es, daß der Erzähler am Ende seines Buches in Lob und Dank gegen den Gott der Heerscharen ausbricht, der so Großes an ihm und seinem Volke gethan.

So waren sie nun doch wieder daheim, im Lande, da ihre Väter gewohnt hatten! Wunderbar hatte sie der Herr in all diesen Kämpfen geführt. Auf zehntausend Mann wird der Verlust der Franzosen und Piemontesen an Toten und Verwundeten angegeben; auf Seite der Waldenser waren deren nicht mehr als dreißig.

12

Die nächsten Jahre waren begreiflicherweise von mancherlei Unruhe erfüllt. Die erste Aufgabe war die Sammlung der Waldenser, die noch nicht in ihre Heimat zurückgekehrt und noch hin und her zerstreut waren. Dann galt es, für den Landesherrn in seinen Kämpfen gegen Frankreich einzustehen. Waren einst im entscheidenden Augenblick die Waldenser über das Entgegenkommen ihres Herzogs froh gewesen, so hatte nun der Herzog reichlich Anlaß, froh zu sein über die Treue und die erprobte Tapferkeit seiner Waldenser. Endlich tritt neben den Kämpfen und Kriegszügen seit dem Jahre 1692 die innre Neuordnung der Gemeinden in den Vordergrund, und dabei ist es wiederum Arnaud, der mit einigen Genossen das Werk vollbringt. Die Gotteshäuser, von denen nur noch zwei erhalten waren, wurden neu aufgebaut, die Anzahl der Pfarrer erheblich vermehrt. Mißbräuche, die sich eingestellt hatten, z. B. in der Heiligung des Sonntags, wurden abgestellt; ein Sittengericht hat über Zucht und Ehrbarkeit zu wachen; endlich wird für Schulunterricht und namentlich auch für die religiöse Unterweisung der Kinder und der Erwachsnen durch Kinderlehren das Mögliche gethan. Arnaud selbst übernahm das Pfarramt an einer der Gemeinden. Ihren Abschluß fand diese ganze Entwicklung und Gestaltung 1694. Ein herzoglicher Erlaß vom

23. Mai brachte den Evangelischen neue Rechte und Freiheiten; die letzten Gefangnen wurden aus ihren Kerkern frei, ja es wurde denen, die im Verfolgungsjahre 1686 zum katholischen Glauben übergetreten waren, die Rückkehr zur evangelischen Kirche ohne Nachteil gestattet. Da blieben von 424 Familien nicht mehr als 3 katholisch.

Es hatte den Anschein, als sei nun eine Zeit der Ruhe, des stillen, friedlichen Gedeihens angebrochen. Doch nur zu bald sollten die Waldenser inne werden, wie gut es ist, wenn man sein Vertrauen nicht auf Menschen setzt, auch nicht auf Fürsten. Der Herzog Viktor Amadeus II. glaubte, politischen Vorteil zu gewinnen, indem er mit Ludwig XIV. im August 1696 Frieden schloß. Frieden aber mit Frankreich hatte noch stets für die Waldenser Unheil bedeutet. So auch diesmal. Der Friedensvertrag enthielt eine Bestimmung, welche freilich zunächst geheim gehalten wurde. Diese verbot jeden religiösen Verkehr zwischen den Waldenserthälern und Frankreich, sowie die Niederlassung französischer Reformirter in den Thälern. Und der Herzog erwies sich als ein guter Verbündeter seines neuen Freundes. Er ging noch weiter, als der Vertrag ihm gebot. Als er die geheime Bestimmung durch einen Erlaß vom 1. Juli 1698 in Kraft setzte, da verbot er nicht nur für die Zukunft jegliche Ansiedelung französischer Reformirter, sondern alle Evangelischen, die nicht im Lande selber geboren waren, auch solche, deren Väter und Großväter schon in den Thälern sich niedergelassen hatten, auch die Geistlichen, alle sollten binnen zwei Monaten bei Todesstrafe das Land verlassen. Arnaud, der mit durch diesen Befehl betroffen war, hat wohl recht, wenn er entrüstet in die Worte ausbricht:

Siehe da die unmenschliche Vergeltung, die ein großer Fürst kund werden ließ, indem er aus seinen Landen Leute verjagte, welche seine Feinde daraus verjagt und mächtig dazu beigetragen hatten, daß er selber nicht daraus verjagt worden war!

Arnaud kam schon Ende August verkleidet als Flüchtling nach Genf, ein Mann von 48 Jahren, Vater einer zahlreichen Familie, zum zweiten Male heimatlos, aus Amt und Haus hinausgestoßen in die Welt. Ihm folgten von Anfang des September an mehr als dreitausend Evangelische in verschiednen Abteilungen nach. Unterwegs noch ward ihnen auf Befehl des Herzogs der Ausweis wieder abgenommen, durch den sie in Savoyen hätten Verpflegung und Unterstützung erhalten sollen; dadurch sparte, wie Arnaud sagt, der Herzog ein wenig Brot an denen, die in seinem Dienste weder ihr Blut noch ihr Leben gespart hatten.

Es läßt sich leicht ermessen, welch tief greifende Wirkung dieser neue Schlag auf die eben wieder auflebenden Waldensergemeinden übte. Gleichwohl war es bei weitem nicht die letzte Heimsuchung, die sie zu erdulden hatten. Aber es genügt hier, zu sagen, daß sie Stand gehalten haben. Und wiederum acht Jahre später, 1706, sucht derselbe edle Herzog Victor Amadeus II. vor den Franzosen, mit denen er inzwischen wieder gebrochen und die ihn hart bedrängen, Schutz bei dem Reste der Braven, denen seine Gnade die Heimat gelassen hatte. Eben diese haben endlich doch die neue Zeit der Freiheit erlebt. Das Werk, das Arnaud als Werkzeug in der Hand Gottes hat ausführen dürfen, ist gelungen, hat sich bewährt, hat Bestand gehabt bis auf diesen Tag.

13

Umso schmerzlicher ist es, diesen Mann selber aufs neue mit dreitausend seiner Brüder flüchtig und vertrieben zu sehen. Sie hatten sich zunächst wieder nach der Schweiz gewendet. Aber dort wollten und konnten sie auf die Dauer nicht bleiben. Es mußte ihnen also anderwärts ein Unterkommen ausfindig gemacht werden. Wer aber war dazu geschickter als eben Arnaud? Wir werden uns auch nicht wundern, daß die Gedanken sich auf das Land wandten, mit dem schon zehn Jahre früher in derselben Sache Unterhandlungen waren geführt worden, auf Württemberg. Arnaud selbst begab sich nach Stuttgart und von dort im Winter 1698/99 nach England. Von den mannigfaltigen mühsamen Verhandlungen, Bedenken und Hindernissen, die zu überwinden waren, wollen wir nicht reden. Genug,

daß im März 1699, noch ehe die Verhandlungen völlig zum Abschluß gelangt waren, Arnaud wieder in die Schweiz zurückkehrte, um alles auf den ziemlich sicher bevorstehenden Aufbruch zu rüsten. Im Juni sprach Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg in raschem, edelmütigem Entschluß das entscheidende Wort. Schon im April waren achtzig Flüchtlinge erschienen, im Mai waren sie haufenweise ins Land geströmt, daß ihrer bereits 1700 waren, und nun dauerte der Zuzug bis in den Herbst, sodaß Württemberg 2000 dieser neuen Ansiedler erhielt. Andre 1000 fanden Aufnahme in Hessen und Brandenburg.

Im Mai begann eine eigne Kommission, der auch Arnaud angehörte, die Arbeit, Platz zur Ansiedelung jener Leute ausfindig zu machen. In verwüsteten und infolge der vorangegangnen Kriege dünn bevölkerten Gegenden wurden nach endlosen Mühen und Verhandlungen fünf Plätze festgestellt, an denen die Flüchtigen sich zu fünf Gemeinden sammeln sollten, und wo sie das nötige Land zur Niederlassung zugewiesen erhielten. Am 15. September 1699 leisteten sie dem Herzog von Württemberg den Eid der Treue als seine Unterthanen, und am 27. September wurden die Bedingungen der Aufnahme ins Land durch das sogenannte Rezeptionsedikt endgiltig festgestellt.

Damit lag abermals ein gewaltiges Stück Arbeit abgeschlossen hinter Arnaud; ein andres, kaum weniger wichtiges stand ihm bevor. Es galt das, was glücklich begonnen war, nun auch lebenskräftig fortzuführen und innerlich zu befestigen. Da war bittrer Not und Armut abzuhelfen. Dort erhoben sich Zwistigkeiten mit den bisherigen Bewohnern des Landes. Wieder ließ unter dem täglichen Druck und der täglichen Mühsal die Begeisterung nach, die manchem den Wanderstab in die Hand gegeben hatte, und Erschlaffung oder Gleichgiltigkeit trat ein. Dazu mußten, nachdem die äußern Angelegenheiten ins Reine gebracht waren, auch die innern sowie die kirchlichen Verhältnisse der Gemeinde neu geordnet werden. Auch diese Arbeit hat Arnaud, der selber Pfarrer an der Gemeinde Dürrmenz geworden war, bewältigt. Jene fünf Gemeinden sind sämtlich gediehen und allmählig zehn Gemeinden geworden; die Zahl der Seelen stieg auf 4000 bis 5000. Noch heutigentags treffen wir in Württemberg Waldensergemeinden an.

Arnaud selbst hat im Jahre 1710 die Erzählung von der glorreichen Rückkehr der Waldenser verfaßt und veröffentlicht. Darnach hat er noch elf Jahre in Treuen unter seiner Gemeinde gewirkt, bis er fast achtzigjährig am 8. September 1721 heimgegangen ist. In dem bescheidnen Kirchlein von Dürrmenz-Schönenberg liegt er begraben. Unter der Kanzel, die er so oft betreten, ruht der Mann, ohne den nach menschlichem Ermessen das Volk der Waldenser seit zwei Jahrhunderten untergegangen, ohne den es in diesen Tagen nicht imstande wäre, jener großen Zeit seine stolze und dankbare Erinnerung zu weihen. Pr-S

Ausblick auf Danzig

Für die 43. Hauptversammlung der Gustav-Adolf-Stiftung zu Danzig, 3. bis 6. September

1

Du köstliches Geschmeide
Vom tapfern Preußenland,
O Stadt, im Glück und Leide,
Gleich fromm und treu erkannt;
Am Weichselstrom, am Meere,
Mein Danzig, festes Haus,
Erblüht von Glück und Ehre
Für dich ein neuer Strauß

hat Max von Schenkendorf in seinen „Deutschen Städten“ gesungen. Zwar nur widerwillig mochte bei der zweiten Teilung Polens Danzig sich Preußens Szepter unterwerfen; aber die schreckliche Belagerung von 1807 [der Eroberer Marschall Lefebvre erhielt den Titel eines Herzogs von Danzig], die teure Ehre, von Napoleons Gnaden „Freistaat“ zu sein, die fortdauernde französische Bevormundung, das Kontinentalsystem, die unter Rapps harter Hand abermals zu überstehende Belagerung von 1813, das alles machte die Stadt, die einst vom deutschen Orden zu Polens weißem Adler sich geflüchtet, nun willig, sich

unter die Fittige des schwarzen Adlers zu bergen. Ist aber heute seitens aller Urteilsfähigen anerkannt, daß gerade und nur die Pflege evangelischen Lebens diese östlichen Gegenden fest an Deutschland schließen kann, dann muß die Hauptstadt Westpreußens gewiß die rechte und wohlgewählte Gustav-Adolf-Feststadt sein.

Zum ersten Male wird der Gustav-Adolf-Verein in Danzig und überhaupt im Nordosten Deutschlands tagen. Breslau (1849) und Stettin (1871) sind bisher die östlichsten Punkte, zu denen seine Wanderversammlungen gezogen sind. Danzig selbst hat sich erst seit 1879 dem Gesamtverbande angeschlossen, nachdem seit 1844 ein Danziger Hauptverein eine einsame Stellung eingenommen hatte. So hat es in Danzig dort wie hier heißen müssen: Spät kommst du, doch du kommst.

Die Stadt, nächst Nürnberg und Lübeck eine der fesselndsten deutschen Städte ausgeprägten Wesens, mit einer großen Anzahl interessanter Kirchen, einem schönen Rathause, dem eigenartigen Artushofe u. s. w. in prächtiger Umgebung, weiterhin Zoppot, die Westerplatte, dann die ebenso gewaltige wie geschichtlich bedeutsame Marienburg, das alles ladet gar sehr zum Besuche ein. Und nun sind es doch auch große kirchen-reformationsgeschichtliche Erinnerungen, die Danzig eine besondre Anziehungskraft verleihen. Das Gotteshaus, worin an dem Haupttage der Festgottesdienst gehalten werden, Oberhofprediger D. Kögel predigen soll, die Marienkirche, ist die größte evangelische Kirche, die fünftgrößte der Christenheit überhaupt, in gothischem Stile, 104 Meter lang, 34,8 Meter breit, 23,3 Meter hoch, mit drei gleich hohen und gleich langen Schiffen, aber so eigentümlich hineingezognen und zu Kapellen benutzten Strebepfeilern, daß sie eigentlich fünfschiffig wird, mit 37 großen Fenstern, 30 Kapellen, einem 76 Meter hohen Turm und zehn kleinern Türmen, 1343 von dem Herrenmeister des deutschen Ordens, Ludolf von Waizau, gegründet, aber erst 1400 bis 1502 vollendet. Hier liegt Martin Opitz begraben. Neben andern reichen Schätzen besitzt die Kirche in der Dorotheenkapelle ein hochwichtiges Altarbild von 1467: Das jüngste Gericht von Hans Memling, der jetzt wohl ziemlich allgemein als der Maler anerkannt wird. Es wurde 1473 von dem Danziger Schiffer Paul Benecke einem holländischen Transportschiff als Beute abgejagt; da es Wappen und Devise der Familie Castiglione trägt, war es wahrscheinlich nach Italien bestimmt; man hat gemeint: für den Papst. Kaiser Rudolf II., auch Zar Peter der Große haben vergeblich große Angebote darauf gemacht. Nach dem Bombardement 1807 wanderte das große Gemälde nach Paris; 1815 zurückgeholt, ist es eine Weile in Berlin ausgestellt worden: am 17. Januar 1817 wurde es der Marienkirche wiedergegeben.

Eine Meile von Danzig liegt die ehemalige Zisterzienserabtei Oliva, um 1170 gestiftet und mit einer furchtbaren Geschichte, welche die Germania sacra folgendermaßen anführt:

> Anno 1224 ist das Kloster von den heidnischen Preußen eingeäschert worden, welches abermals von ihnen 1234, von dem deutschen Orden aber 1243, 1247 und 1250 geschehen. Anno 1350 verfiel es durch eine entstandene Feuersbrunst aufs neue in Asche. 1433 ward es von den Hussiten angezündet, 1520 aber von dem deutschen Volke, so dem Hochmeister zu Hilfe kam, hart mitgenommen. Anno 1577 schleiften es die Danziger im Kriege mit dem Könige Stephan von Polen, damit sich der König nicht hineinlagern möchte, wofür sie bei erfolgtem Vergleich 20000 Gülden zur Wiedererbauung beisteuern mußten.

Zu Danzig hat 997 der heilige Adalbert von Prag, der Apostel der Preußen, getauft; aus Kloster Oliva war 1210 der Mönch Christian zur Bekehrung der heidnischen Preußen hervorgegangen. Die Kirche mit der großen, sehr eigentümlichen Orgel und Bildern polnischer Könige und pommerellischer Herzöge, der Kreuzgang, das Refektorium mit den Bildern sämtlicher Aebte sind recht sehenswert.

1829 wurde die Abtei aufgehoben; ihr letzter Abt war Joseph von Hohenzollern, zugleich Bischof von Ermland, † 1831; jetziger Besitzer ist der König von Preußen. Erst vor kurzem ist eine Prinzessin von Hohenzollern, die dort Aufenthalt gefunden, verstorben. Als man dann — ohne jede Besitzstörung der Katholiken, die dort ihre Messe halten und sonst ihr Wesen treiben — in den ungeheuern Räumlichkeiten ein paar Diakonissen

einlogirt hat, hat die gesamte ultramontane Presse darüber ein Zetergeschrei erhoben als über eine Profanation des alten Klosters.

Auch die *Marienburg* hat für die Danziger Gustav-Adolf-Versammlung in diesem Augenblicke noch ein besondres Interesse. Denn wie wir aus der Kirchl. Korresp. ersehen, hat das Westpreußische Volksblatt zu Danzig es als eine selbstverständliche Voraussetzung ausgesprochen, daß die Schloßkirche nach ihrer Vollendung dem römischen Ritus werde überantwortet werden. Aber nicht nur haben deutsche Ritter einst dies Schloß gebaut, deren Orden es allezeit verstanden hat, sich und sein Land unabhängig vom Papste zu erhalten, sondern es hat auch der letzte Deutschordensmeister Albrecht von Brandenburg aus dem Hause Hohenzollern dies preußische Ordensland der Reformation erschlossen, und ebendamit hat er den Grund zum heutigen preußischen Staate gelegt. Diese Kirche kann in Albrechts Geiste nur evangelisch-deutscher Predigt dienen, wie auch Luthers Bild auf der Marienburg zu sehen ist, — die Danziger Gustav-Adolf-Versammlung selbst wird der lebendigste Protest gegen jeden, auch den fernsten Gedanken an eine nicht evangelisch-protestantische Benutzung dieser Kirche sein.

Unter den deutschen Städten im polnischen Preußen war Danzig eine der ersten, in den sich reformatorische Regungen äußerten. Schon 1518 predigte Jakob Knade an der Petrikirche in diesem Sinne, mußte eine Weile deswegen Gefängnis leiden und war dann der erste evangelische Geistliche, der in den Ehestand trat; Bartholomäus Bernhardi, Probst zu Kemberg, unsern Wittenberg, den man gewöhnlich nennt, war erst der nächste. Der (Bilder-)„Sturmprediger" Joh. Hegge, für die Gebildeten der Franziskaner Dr. Alexander setzten die reformatorische Lehre fort. Der Erzbischof von Gnesen, welcher wehren wollte, mußte vor dem unruhig werdenden Volke weichen. Zur Ordnung des Kirchenwesens sandte Luther statt des erbetnen Bugenhagen den Magister Hänlein (Galliculus). Wenn Luther mahnte, Kirchliches nicht mit Politischem zu vermischen, so ist das nicht genugsam beachtet worden — Danziger Aufruhr 1525 —, denn der Polenkönig Sigismund drang im April 1526 ein und stellte mit vielen Hinrichtungen und Landesverweisungen die alte Ordnung wieder her. Gleichwohl gelang es nicht, das in Danzig entbrannte Feuer wieder zu löschen; seit 1529 wird der frühere Dominikaner Pankratius Klemme der eigentliche Reformator. 1557 erlangte die Stadt das Privilegium freier Religionsübung, bestätigt 1577 durch Stephan Bathory.

Danzig hat auch seine Gustav-Adolf-Geschichte vor dem Gustav-Adolf-Verein. Auf dem Gustav-Adolf-Tage zu Stettin 1871 ist sie von dem badischen Hofprediger, jetzigen Prälaten Doll, dem Berichterstatter über das große Liebeswerk, folgendermaßen vorgetragen worden:

Der höchste Punkt zwischen Harz und Uralgebirge ist der Turmberg. Drei Meilen von diesem höchsten Punkte und neun Meilen von der pommerschen Grenze liegt *Schöneck*, zum Regierungsbezirk Danzig gehörig, in der sogenannten Kassubei. Schon 1532 war [eine evangelische Gemeinde] Schöneck von Danzig aus gegründet. Die evangelische Gemeinde besaß damals das schöne Gotteshaus, welches jetzt von den Katholiken als ihr Eigentum betrachtet wird. Am 3. September 1594 kam Sigismund III. von Polen in Begleitung des Bischofs Rorazewski nach Schöneck und verlangte die Schlüssel zur evangelischen Kirche, damit der Bischof eine Messe darin lesen könnte. Unter der Voraussetzung, daß man diese Rücksicht dem Könige schuldig sei, gab die Gemeinde die Schlüssel ab — für immer, denn trotz des gegebnen Versprechens ist diese Kirche seit 1594 den Evangelischen nicht zurückgegeben worden. So war eine Zeit lang die bedeutende evangelische Bevölkerung von Schöneck und Umgegend ohne Gottesdienst und ohne Geistlichen. Da gelang es den Bemühungen der Prinzessin Anna aus Schweden und der Stadt Danzig, den Turm einer Bastei zu einem gottesdienstlichen Lokal der Kirche zuzuwenden. Man richtete sich in demselben, soweit das in einem Festungsturme möglich und denkbar ist, wohnlich ein, benutzte den obern Teil dieses Turmes zum Gottesdienst, den untern zur Schule; schon im ersten polnisch-schwedischen Kriege wurde dieser Turm durch Feuer zerstört, und die Gemeinde war zum zweitenmale ohne Gotteshaus. Nun suchte man sich durch Kollekten zu halten, und es gelang, ein dürftiges ärmliches Gotteshaus aus diesen Kollekten herzustellen, so ärmlich, daß, als 1741 Pastor Weise seinen Einzug hielt und seine Antrittsrede erschallte, das Kirchlein zusammenstürzte und die Tochter des Bürgermeisters Bartelsen nebst zwei andern Frauen tötete. Das war ein Triumph der katholischen Glaubensfeinde. Der Zusammensturz des Kirchleins war nach ihrer Deutung offenbar eine That des über die Ketzer erzürnten Gottes. Pastor Weise wendete sich sofort nach Danzig, und der Stadtrat von Danzig faßte den kühnen Entschluß, noch in der Nacht, nachdem er die Nachricht bekommen hatte, zum Wiederaufbau der Kirche zu schreiten. Es wurde Holz abgebunden, es wurde eine bedeutende Anzahl von Wagen (131) mit dem Holze beladen und in der Nacht vom 14. zum 15. September 1741 wurden jene unter der Bedeckung von 94 Stadtsoldaten, die Maurer und Zimmerleute waren, nach Schöneck abgeschickt und die Vorbereitungen zur Wiederaufrichtung eines Gotteshauses gemacht, die die am Morgen erwachenden Katholiken mit großem Erstaunen und Entsetzen sahen; aber es gelang, das Gotteshaus wurde aufgerichtet, und es ist dasjenige, was noch heute [1871] besteht.

Dies Gotteshaus war 25 Fuß lang, 22 breit und 37 hoch mit drei Emporen; jetzt ist es, wesentlich durch Hilfe des Gustav-Adolf-Vereins, durch ein würdigeres ersetzt. Ganz ähnliche Dinge erfuhr *Schöneberg*. Auch hier erweist Danzig Gustav-Adolfs-Hilfe.

In Danzig ist auch Johannes *Falk* geboren, eines Perückenmachers Sohn, der Gründer des ersten deutschen Kinderrettungshauses, der Dichter des Liedes: O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit. Die Danziger Ratsherren hatten ihn ausbilden lassen und einer von ihnen ihm gesagt: wenn er einmal in die Lage käme, andern armen Kindern wohlzuthun, dann solle er an die alten Danziger Ratsherren gedenken, die seiner sich angenommen. — Wir erzählen dies alles hier, hoffentlich, damit wir es in Danzig nicht allzuoft wieder hören müssen.

2

Die drei zum Danziger Liebeswerk vorgeschlagnen Gemeinden sind diesmal eine *posensche*, eine *hessische* und eine *ungarische*.

Die Allgem. Ev.-Luth. Kirchenzeitung, die wir hier dankbar benutzen, hebt als anerkennenswert hervor, daß nicht eine Gemeinde der Provinz selbst, worin die Versammlung tagt, vorgeschlagen sei.

Posen hat bisher fünfmal die große Liebesgabe empfangen: 1858 (Schwarzwald), 1872 (Schroda), 1878 (Adelnau), 1881 (Zachasberg) und 1885 (Ciele-Zielonke). Aber Posen ist auch die traurigste, uns Evangelischen und Deutschen am meisten anliegende Diasporaprovinz.

Was das Großherzogtum *Hessen* angeht, so hat einmal, 1855, eine Gemeinde des Landes beim Wettbewerb obgelegen, und zwar Bingen am Rhein, während 1877 Kastel-Kostheim unterlag. Die Nähe der Bischofstadt Mainz besagt — und es ist das auch in diesen Blättern schon näher dargelegt worden —, wie wichtig die Pflege der kleinen evangelischen Gemeinden im Umkreise „jener Hochburg des Ultramontanismus" ist.

In *Ungarn* hat bisher Laaz (1856) die große Gabe erhalten; vorgeschlagen sind außerdem gewesen: Oberschützen 1852, die deutsch-reformirte Gemeinde zu Pest 1870 und Pucho 1878.

In *Posen* ist es *Sipiory*, das in Frage steht, im nördlichsten Teile der Provinz, unsern Nakel. Die dortige evangelische Gemeinde bezeichnet der Zentralvorstand in seinen Auszügen aus den Unterstützungsgesuchen als die gegenwärtig wohl bedürftigste der posenschen Diaspora. Die Gemeinde zählt 1280 Seelen, darunter 300 schulpflichtige Kinder. Gemischte Ehen sollen nur zwei sein, und zwar mit evangelischer Kindererziehung; ist diese Angabe richtig, so erklärt sich die geringe Zahl jener aus dem Gegensatz des evangelisch-deutschen und katholisch-polnischen Elements. Die evangelische Gemeinde besteht erst seit 1870; 1877 verlor sie ihren Pastor, der keine Wohnung fand und überhaupt aus dem geistlichen Stande ausschied. Die Stelle blieb erledigt bis 1886; inzwischen war 1884 ein Pfarrhaus erbaut worden. Noch aber fehlt die Kirche, die ohne Turm 31000, mit Turm 36000 Mark erfordern wird; vorhanden sind 6500 Mark; die arme Kolonistengemeinde, die zum Pfarrhausbau 1500 Mark gesteuert, kann nur 3000 Mark beitragen. Aus Gustav-Adolf-Mitteln sind ihr bisher überhaupt etwas über 31000 Mark zu teil geworden. Das große Liebeswerk würde hier aller Not ein Ende machen.

Um *Mainz* schließt sich ein Kranz aufblühender evangelischer Vorstadtgemeinden, sämtlich auf die Hilfe des Gustav-Adolf-Vereins angewiesen; eine von ihnen, *Weisenau*, ist unter die Bewerberinnen um die Liebesgabe aufgenommen. Das goldne Mainz, die Stadt einst des Bonifazius und unlängst des Herrn von Ketteler und der Gräfin Hahn-Hahn, streitet mit Köln um

die Ehre, das deutsche Rom zu sein und hat vermutlich Einiges dabei voraus. Doch knüpfen sich gerade an Mainz Erinnerungen an Gustav Adolf. Am 23. Dezember 1631 fiel Mainz in seine Hand, und er soll gewünscht haben, daß die Stadt, statt des gemalten Willigisrades im Mainzer Kurwappen, wirkliche Räder habe, um nach Schweden gefahren werden zu können. Bis zum März 1632 blieb der König: im Dom fand lutherischer Gottesdienst statt. Nach dem westfälischen Frieden ist Mainz wieder stockkatholisch. Doch ließen die letzten Erzbischöfe-Kurfürsten, von Erthal, der bei der Emser Punktation mitwirkte, und von Dalberg, der spätre Fürst-Primas des Rheinbundes, einzelne Protestanten gewähren. Die französische Revolution knickte die Macht des Krummstabes. Während der preußischen Besatzung 1794 predigte in der Peterskirche der evangelische Feldgeistliche: es war der Romandichter Lafontaine. Im Jahre 1802 gründete der Präfekt des französischen Departements Donnersberg, ein früherer reformirter Geistlicher, die evangelische Gemeinde. Jetzt befinden sich — Militär- und Zivilgemeinde zusammengerechnet — in Mainz etwa 24000 Evangelische. Während Ketteler, der in einem Hirtenbriefe die Reformation beschuldigt hat, das deutsche Volk um sein Gewissen gebracht zu haben, einmal predigte, vernahm man das Geläut der von den Evangelischen seit 1830 benutzten Johanniskirche. Da vermaß sich der streitbare Bischof, solches Geläut zum Schweigen zu bringen. Das ist ihm doch nicht gelungen. Jetzt sitzt auf seinem Stuhle Herr Haffner, der sich bemüht hat, die deutschen Klassiker herabzusetzen, beispielsweise „Hermann und Dorothea" für nichtsnutzig erklärt, weil das Gedicht aus der Geschichte einer „geringfügigen" Bedrückung der Protestanten geflossen sei (bekanntlich ist die erste Anregung einer Erzählung aus der Bedrückung der Salzburger durch Erzbischof Firmian entnommen) und auf einer im vorigen Jahrhundert unternommnen Romfahrt an Heinrichs IV. Kanossagang in „launiger Weise" erinnerte.*) — Weisenau liegt auf dem linken Rheinufer südlich von Mainz, gegenüber der von Gustav Adolf 1632 erbauten, 1865 erneuerten Gustav-Burg. Unter 6192 Einwohnern zählt dieser Filialbezirk etwa 800 Evangelische, wovon etwa 100 in den benachbarten Orten Laubenheim und Hechtsheim wohnen. Schulpflichtige Kinder sind 130, gemischte Ehen 187, aber nur in vierzig evangelische Kindererziehung. Vom großen Leipziger Gustav-Adolf-Vereins-Jubiläum im Jahre 1882, wo man zuerst für diese Glaubensgenossen zu sorgen begann, sind der Gemeinde Altargefäße zugekommen. Im Sommer 1883 weihte man einen für 450 Mark jährlich gepachteten Saal im Hinterhause einer Brauerei zum Andachtsraum, in dem fortan der zweite Mainzer Pfarrer Gottesdienst hält; aber seit dem 1. Juli ist der Mietsvertrag abgelaufen. Und noch 1886 konnte der katholische Ortsvorstand mit Erfolg die Zurückziehung des evangelischen Schulvikars verlangen, weil zwar über 80 Schulkinder, aber noch keine evangelische Konfessionsgemeinde vorhanden sei. Diese wurde nun konstituirt, die Schule fest gegründet, auch für 4000 Mark ein Bauplatz erworben, von dem man auf Mainz und den Strom sieht. Der vorhandne Baufonds beträgt jetzt erst 12000 Mark; durch das Liebeswerk verstärkt, würde er die Ausführung des Kirchbaues ermöglichen.

Auch die evangelische Gemeinde **Ungarns**, die zur Wahl steht, wohnt in einer von Rom fast durchaus beherrschten Bischofstadt: **Waitzen** (Vácz) an der Donau, zwischen Preßburg und Pest. Erst 1847 wurde es möglich, hier die Evangelischen zu einer Gemeinde zu vereinigen, und immer hat sie bisher ein kümmerliches Dasein geführt. Zum Bau von Bet-, Pfarr- und Schulhaus hatte sie unter großen eignen Opfern und mancherlei Unterstützung des Gustav-Adolf-Vereins 4000 Gulden aufgebracht, aber das Gebäude wurde nur zu bald baufällig. 1867 wurde eine Kirche gebaut, wozu ein Herr von Kaldy 9000 Gulden und drei Glocken, der Kaiser 1000 Gulden schenkte. Aber sie kostete 25000 Gulden, über 10000 blieben mit 6 bis 9 Prozent zu verzinsen. Für das v. Kaldysche Legat war starke Erbschaftssteuer zu zahlen; gemischte Ehen und Proselytenmacherei schädigten den Gemeindebestand; heute beträgt die Schuld nach vorübergehender Herabminderung wieder 7850 Gulden. Nach der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung wird die Gemeinde neuerlich als „ungarisch-deutsch" bezeichnet, worauf jene noch einige für den Sprachcharakter ungarischer Gemeinden wenig Vertrauen erweckende Sätze folgen läßt. Das große Liebeswerk würde die Gemeinde zu Waitzen schuldenfrei machen.

H

*) Vgl. Allg. Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung, 1889, Sp. 550.

Bodelschwingh und seine Kritiker

Einen „christlichen Ratgeber für Epileptische" herauszugeben schien niemand mehr berufen als Pastor **von Bodelschwingh**, der Vorsteher der gesegneten Kolonie Bethel mit ihren nun tausend Pfleglingen (alles in allem bisher 2500). Aber kaum hat er das Büchlein geschrieben, so bringt das Medizinische Korrespondenz-Blatt des württembergischen ärztlichen Landesvereins in Nummer 9 und 10 d. J. einen Aufsatz, der — wenn Herr Stadtpfarrer Längin von Karlsruhe recht hat — „in den theologischen und kirchlichen Kreisen die höchste Beachtung verdient." Wem das Med. Korr.-Bl. nicht zugänglich ist, dem kommt die Protestantische Kirchenzeitung zu Hilfe, indem sie nicht nur in Nr. 19 das Wesentliche aus dem Aufsatze kurz mitteilt, sondern auch noch in Nr. 24 einen vier Spalten langen Bericht darüber aus der Feder eben dieses Herrn Längin folgen läßt. Ich las die beiden Gegenartikel zuerst, dann das angefochtne Büchlein. Erfaßte mich anfangs Besorgnis, Bodelschwingh möchte sich wirklich diese „Abfertigungen" in etwas verdient haben, so nachher ein kräftiger Unwille, daß nicht nur ein Arzt, sondern sogar ein Geistlicher imstande gewesen ist, ihn so zu behandeln. Und ich kann nicht glauben, daß der verehrte Herausgeber der Prot. Kirchenz. das Schriftchen kannte, als er die beiden Besprechungen aufnahm: auch Redakteure können nicht alles lesen.

Bodelschwinghs Büchlein (**Christlicher Ratgeber für Epileptische.** Schriftenniederlage der Anstalt Bethel bei Bielefeld. Einzeln 15 Pfg., 10 Stück 1,20 Mk.) giebt sich als eine ganz und gar seelsorgerisch gemeinte Schrift. Es ist eben ein „christlicher Ratgeber," kein ärztliches Handbuch, und wer den nicht will, soll nicht darnach greifen. Er sucht „im Lichte des Wortes Gottes die Fragen zu beantworten: 1) wie ein Christ diese Krankheit anzusehen hat, 2) welche Irrwege er vermeiden muß bei dem billigen Wunsch, von ihr befreit zu sein, und 3) welche Mittel als bewährt erfunden sind, durch welche dieses schwere Leiden gemildert und, wenn nicht zeitlich ganz gehoben, doch zu einer vollkommnen und ewigen Genesung geführt werden kann." Deutlicher kann der erbauliche Zweck des Schriftchens nicht angezeigt werden als in diesen Anfangssätzen.

Im gleichen seelsorgerlichen Tone geht es weiter. „1) Wie ist die Fallsucht im Lichte des Wortes Gottes anzusehen? Wie jede andre Krankheit, die Gott schickt oder zuläßt." Ueberaus christlich gesund und nüchtern, nicht wahr? Aber wie peinlich muß es da berühren, wenn der medizinische und der theologische Beurteiler den Schein erwecken, als lege Bodelschwingh irgend darauf Wert, die Epilepsie „in erster Linie" (wo steht das bei B.?) auf dämonische Einflüsse zurückzuführen. Diese jeweilige Herkunft der Krankheit besteht für Bodelschwingh allerdings im Hinblick auf die Geschichte Matth. 17, 15—21 — und mag doch darüber meinetwegen Mediziner und Theologe andrer Meinung sein. Aber er giebt dieser Betrachtung für die Gegenwart so gut wie gar keinen Raum, nennt lieber die Krankheit nur mit Matth. 17, 15 „ein schweres Leiden" und fährt fort: „In den weitaus meisten Fällen darf man die Epilepsie als eine gewöhnliche Krankheit ansehen . . . . die, nach Gottes Willen auferlegt, auch keinen andern Zweck hat, wie jede andre Krankheit, nämlich dem von ihr Betroffnen Heil und Segen zu bringen, wenn er sich nur unter Gottes Hand beugt und Seine Friedensgedanken zu verstehen sucht (S. 3). Ueberhaupt ist es im Grunde ganz einerlei, ob man ein körperliches Leiden **direkt** aus Gottes Hand hinnimmt oder ob man (Hiob 2, 6. Luk. 13, 11) eine feindliche Macht oder einen Geist der Krankheit annimmt, dem zugelassen wird, einen Menschenleib anzutasten." Vgl. unsre eingehenden Erörterungen über Dämonenglauben auch aus Anlaß eines Länginschen Buches in Nr. 8—10 des vorigen Jahrgangs.

In hohem Grade charakteristisch und ganz besondrer Beachtung bedürftig soll weiter nach unserm ärztlichen Kritiker der Bodelschwinghsche Satz sein: „Ein Christ weiß, daß alle Krankheit eine Folge der Sünde ist" (S. 12). Da hat aber Bodelschwingh einfach recht! Denn das unrichtige Verständnis dieses Satzes ist zur Genüge abgeschnitten, nachdem er auf Grund von Joh. 9, 1—3 den Heiland sagen ließ: „Ihr seid im Unrecht, wenn ihr bei einem besonders schwer Leidenden voraussetzt, daß eine besonders schwere Sünde vorliegen müsse" (S. 3). Und ebendort: „Nach unsern Erfahrungen hat man durchaus kein Recht, zu schließen, daß Epileptische oder deren Eltern und Voreltern in einer besondern Weise vor andern Menschen einer Sünde gefröhnt hätten, weil sie von diesem besonders schweren Leiden heimgesucht, wenn schon in einzelnen Fällen dies wohl wahr ist." Wäre es nicht an dem theologischen Kritiker gewesen, dem medizinischen hier zum christlichen Verständnis zu helfen?

Weiter: wie seelsorgerlich berechtigt ist die Warnung: „Wovor haben sich epileptische Kranke besonders zu hüten? Zum ersten davor, daß sie um **jeden Preis** gesund werden wollen" (S. 5). Wahrhaft königliche Worte eines frommen Gemüts finden sich in diesem Zusammenhange. Vgl. auch S. 22: „Nicht diejenigen Kranken werden **geheilt**, bei denen

der Arzt dieses Prädikat ins Krankenregister einträgt, sondern die sind es, welche über ihrer Krankheit zum vollen Frieden der Vergebung, zum Frieden in Gott gekommen sind." Wenn nun der ärztliche Kritiker jenen Wunsch, um jeden Preis gesund zu werden, höhnend einen Wunsch nennt, „der zwar dem natürlichen Menschen weder sündhaft noch übertrieben scheint," so hat er an sich recht — nennt doch auch Bodelschwingh diesen Wunsch einen „billigen" —; aber zum Hohn hätte er doch nur dann Anlaß, wenn die medizinische Wissenschaft imstande wäre, den Kranken um jeden Preis gesund zu machen. Wieder hat der Theologe Längin kein Wort dafür übrig, seinen Vorredner Arzt von dem christlichen Sinne jenes Satzes zu verständigen. Ich stelle auch durchaus in Abrede, daß es „künstlich gezüchtete, innerlich durch und durch unwahre, völlig unbiblische Frömmelei und Heuchelei" sein müßte, wenn ein Kranker zu Aeußerungen gelangt wie der: „Ich kann mich jetzt über mein Leiden freuen" oder „Ich danke Gott, daß er mir mein Leiden nicht abgenommen hat." Es ist traurig, wenn ein Pastor darüber so allgemeinhin aburteilen kann.

Bodelschwingh ficht nachdrücklich gegen die Geheimmittel. Er thuts ohne alle Schärfe, aber ernst und überzeugend, so wie man mit „kleinen Leuten," für die das Büchlein doch geschrieben ist, armen Kranken, die ihr Geld nur zu gern zum Quacksalber tragen, reden muß. Wie klar und wahr mahnt er S. 9: „Ein Christ sollte überhaupt ein Geheimmittel weder ausgeben noch benutzen." Ich wünschte nur, er hätte kräftiger gegen die Elsternasche*) und das Eselsblut geschrieben: mit dem „persönlichen Vertrauen auf bestimmte Personen" kann man nachgerade jeden Schwindel entschuldigen. Aber offenbar will Bodelschwingh von seinem Traktat jede Schärfe fernhalten.

Besondern Anstoß scheint dem Theologen Bodelschwinghs Satz zu bieten (er zitirt offenbar nach dem Med. Korr.-Bl.): „Wenn es überhaupt unfehlbare Heilmittel gegen diese, wie überhaupt gegen jede Krankheit gäbe, so wäre dadurch doch Gottes Gnadenabsicht bei der Zusendung einer Krankheit zu nichte gemacht. Die Menschen würden dann, statt Gott selbst zu suchen, diese Heilmittel zu ihrem Gott machen, und jeder Segen des Leidens wäre verloren" u. s. w. Ich würde das anders ausdrücken; aber der Gedanke ist ebenso wahr als fromm. Eine beiläufige Bemerkung wie die, daß eine Anzahl Bethelscher Pfleglinge die Versendung des Bromkali an auswärtige Leidensgenossen besorge, „nicht ohne in herzlichem, kindlichem Glauben ihre Fürsprache bei dem himmlischen Arzte der Sendung beizufügen, daß er Seinen Segen auf die Sendung legen möge" (ganz Bodelschwingh!), wissen die Kritiker natürlich gar nicht unterzubringen: sie beruht ja auch in dieser Allgemeinheit auf Selbsttäuschung und Ueberschwänglichkeit, büßt aber damit ihre innre Wahrhaftigkeit und ihr gewisses Recht nicht ein.

Das Aergste ist doch, daß dieses unschuldige treugemeinte Schriftchen die Unterlage dafür abgeben muß, Bodelschwinghs ganze praktische Thätigkeit auf kirchenpolitische Tendenzen zurückzuführen. Der geistliche Berichterstatter schreibt es seinem ärztlichen Gewährsmanne mit sichtlichem Behagen nach: „er (Bodelschwingh) sei der eifrigste Vertreter der orthodoxen kirchlichen Partei Norddeutschlands. Seine humanen Bestrebungen seien nicht bloß [!] Selbstzweck, sondern in erster Linie sollen sie zur Hebung und Ausdehnung der Macht der Kirche dienen" [in der Protest. Kirchenz. gesperrt]. Und nun geht es in diesem Tone weiter. Ganz entstellt ist Bodelschwinghs Eintreten in die Verhandlungen über Begründung einer sächsischen Epileptischenkolonie geschildert: es lohnt nicht, darauf einzugehn; plumper kann man über die hier einschlagenden Fragen nicht hinwegschreiten.

Zu den verhängnisvollsten Uebelständen unsers öffentlichen Lebens zähle ich die Eifersucht und das Mißtrauen, die zwischen den Ständen der Aerzte und Pastoren vielfach bestehen. Wie sind gerade die beiden darauf angewiesen, zum Wohle der Menschheit sich in die Hände zu arbeiten. Hier hat der medizinische Kritiker für das, was der Pastor von Bodelschwingh will, rein gar kein Verständnis. Von Seiten Bodelschwinghs ist das Verständnis für den Arzt dagegen durchaus da: wie in Bethel drei Aerzte sind, so hat auch das Büchlein für sie und ihre Kunst seine Stelle. Will ihm denn aber der Mediziner wehren, in erster Linie und ganz Seelsorger zu sein?

Was man dem Arzte verzeiht, ist für den Geistlichen unverzeihlich. Der kirchliche Liberalismus kann sich nicht ärger diskreditiren, als wenn er Männer, die in der Arbeit christlicher Liebe bewährt sind, so sinn- und zwecklos, so lieb- und verständnislos herunterreißt. Haben wir denn schon zu viele Bodelschwingh? Ja, glauben wir Herrn Längin, so ist die Religion selbst durch Bodelschwingh in Gefahr. Es muß kommen der „Fachmann und Wahrheitsfreund, dem die falsche Behandlung und der Mißbrauch der Religion in diesen dunkeln Gebieten zu Herzen geht, — der Menschenfreund und echte Christ, der die Rettung dieser Unglücklichen im Sinne und Geiste jenes Meisters erstrebt, der vornehmlich die Mühseligen und Beladenen zu sich rief." Ja, warum erläßt Herr Längin nicht gleich einen Aufruf zur Rettung der armen Epileptischen aus Bethel?

Es liegt der Christlichen Welt grundsätzlich fern, jemanden auf seine theologisch-kirchliche Richtung hin zu beurteilen. Wir begrüßen mit Freuden, was recht und wahr und christlich ist, auf allen Seiten, und wäre es nichts weiter als ein guter Wille. Aber wo ist hier ein guter Wille? Wann wird diese Art von Aufklärern in unsrer Kirche verstummen! Woher nimmt denn in aller Welt Herr Längin das Recht zu seinem Gericht über Bodelschwingh? Begreift er nicht, daß er bei diesem Strauße den Kürzern ziehen muß? Das bißchen Aufklärung, das möglicherweise Herr Längin vor Bodelschwingh voraus hat, wiegt ja bei weitem das Gewicht thatkräftigen Glaubens und schöpferischer Liebe nicht auf, das Bodelschwingh vor ihm voraus hat. Und da ich aus guter Quelle weiß, daß die Versorgung der Epileptischen in Baden keineswegs der in andern Ländern und Landeskirchen geübten ebenbürtig ist, so würde Herr Längin richtiger gehandelt haben, wenn er sein Augenmerk darauf gerichtet hätte, statt Bodelschwinghs Wirken herabzusetzen und zu verdächtigen.

R

*) Der Reichsfreund macht auf eine den krassesten Aberglauben verratende Annonce in der Kreuzzeitung aufmerksam, in der mitgeteilt wird, daß die Bereitung und Vertreibung eines wirksamen Pulvers gegen Epilepsie aus verbrannten Elstern nach dem vor 35 Jahren erfolgten Tode des Pastors Roller in Lausa bei Dresden auf die Diakonissenanstalt in Dresden übergegangen ist. Diese Anstalt wird nach der Annonce „fortdauernd um das Pulver gebeten, kann aber nicht allen Ansprüchen nachkommen, weil sie sich nicht die erforderliche Anzahl von Elstern verschaffen kann. Letztere sollen, um aus ihnen das Pulver möglichst wirksam herzustellen, in den zwölf Tagen nach Weihnachten oder, wenn dies zu schwer fällt, in der Zeit von Weihnachten bis Mitte Februar geschossen werden. Die genannte Anstalt würde Menschenfreunden, welche ihr durch Sendung von Elstern die Bereitung des Pulvers ermöglichen wollen, besonders dankbar sein. Auch ist sie bereit, auf Verlangen ein Schußgeld zu gewähren." Man wird, so führt der Reichsfreund aus, bei dieser Gelegenheit sich erinnern, daß durch öffentliche Bekanntmachung Theodor Graf zu Stolberg-Wernigerode auf Schloß Tütz am 15. Dezember 1883 aufforderte, möglichst viele Elstern zu einem Mittel gegen Epilepsie einzusenden, doch müßten diese Elstern unbedingt in der Zeit vom 24. Dezember bis zum 6. Januar geschossen sein. Nach Ansicht der Diakonissenanstalt können allenfalls die Elstern auch nach dem 6. Januar bis Mitte Februar geschossen werden. Die Elstern, welche Graf zu Stolberg wünschte, durften auch weder durch Schlingen noch Gift getötet, sondern nur geschossen werden. Die Zeit von Weihnachten bis zum Dreikönigstag, 6. Januar, ist die Zeit der heiligen Zwölfe.

(Köln. Z.)

Bücher und Schriften

(Augustins Konfessionen) Im zwölften Bande der Bibliothek theologischer Klassiker, welche die Verlagshandlung von F. A. Perthes in Gotha herauszugeben unternommen hat, ist eine neue Uebersetzung von Augustins Konfessionen erschienen. Sie stammt aus der Feder des unsern Lesern wohlbekannten Professors W. Bornemann und darf jedem aufs angelegentlichste empfohlen werden, der nicht in der Lage ist, das lateinische Original zu lesen. Augustin zu übersetzen ist keine leichte Aufgabe. Wir begegnen bei ihm überall Klängen, die uns wohl vertraut sind. Ganz besonders gilt das von dem Bibelwort, das in weitem Umfang einen Bestandteil ebenso seiner wie unsrer Sprache bildet. Aber in wie verschiedner Weise ist es bei uns und bei ihm dazu geworden! Wir Deutsche besitzen gar keine Schriftsprache, die ohne irgend eine Einwirkung der Bibel zu stande gekommen wäre. An jedem entscheidenden Wendepunkt unsrer Litteraturgeschichte tritt das deutlich hervor. Es genügt, auf Ulfilas und den Heliand, auf Luther und Goethe zu verweisen. Immer aber wurde hier ein edles Reis auf einen noch wilden Stamm gepfropft. Ein ausgewachsener Baum hingegen, eine fertige, in sich abgeschlossene Litteratur war es, an der Augustin seine Kunst beweisen mußte. Ist es dort verständlich, daß sich neue Zweige und Früchte bilden, so ist es hier geradezu erstaunlich, wie der alte, fast morsche Baum sich noch einmal zu schwellender Jugendkraft aufrafft. Aber verständlich ist es auch, daß der Vielhundertjährige hin und her doch seine alten Wipfel schüttelt, wie unwirsch und bedenklich auf die ganz ungewohnte Gestalt der Blätter und Blüten blickt, die ihm dieser späte Frühling zeitigen soll. So ist Augustins Sprache. Dicht neben uns wohl Vertrautem so viel Fremdartiges! Einzelne Härten und Anstöße wird unter diesen Umständen keine deutsche Uebertragung seiner Schriften vermeiden können. Der vorliegenden Uebersetzung wird man es nachrühmen können, daß sie das Verständnis der Konfessionen fördert, ohne daß der erleichterte Genuß mit zu schweren Opfern an unserm sprachlichen Gefühl erkauft werden müßte.

Dem Text ist eine Einleitung vorausgeschickt, die in knappster Form über Augustins Leben, seine Wirksamkeit und geschichtliche Bedeutung unterrichtet. Dabei wird Einzelnes näher berücksichtigt, was für den heutigen Leser in den Bekenntnissen schwer verständlich ist. Den Schluß macht eine Parallele zwischen Augustin und Luther. Diese hätte ich doch gern anders angelegt und ausgeführt gesehen. Ich fürchte, hier ist des Gegensätzlichen zu viel, des Verwandten zu wenig hervorgehoben. Betrachtet man beide Männer unter dem Gesichtspunkte, daß sich „in jedem von beiden der Charakter einer Konfession vorbildlich darstelle," so sollte bei einer solchen Vergleichung zweierlei nicht vergessen werden. Einmal: was würde aus Luther werden, wenn man ihn mit dem Maße messen wollte, das die nach ihm benannte Konfessionskirche an die Hand giebt? Vielleicht einer jener zornigen Zionswächter des siebzehnten Jahrhunderts. Wird man vielmehr umgekehrt die evangelische Konfession nach dem Maße der Persönlichkeit Luthers beurteilen, so wird es billig sein, zu bemerken, daß auch Augustin um Hauptеslänge alles überragt, was sich römisch-katholisch genannt hat — wie nun vollends dies verkrüppelte Geschlecht, das sich heute zu Leos XIII. Füßen windet! Und das andre ist dies: es dürfte nicht unerwähnt bleiben, daß die beiden Männer bei aller ihrer Verschiedenheit dennoch als einmütige Vertreter abendländischen Christentums dem erstarrten Wesen der morgenländischen Kirche gegenüberstehen. Wir wollen in einer Zeit, in der wir wieder eine streitende Kirche geworden sind, unser Haus vor fremden Einflüssen

bewahren. Aber so enge wollen wir den Grenzzaun darum hier nicht ziehen, daß uns darin kein Raum bleibt zur gastlichen Aufnahme unsrer Ahnen. Endlich aber möchte ich für eine solche Parallele doch noch eins erwähnen. Um Luthers Leben her wehts überall wie frisches Frühlingsbrausen. Wie ein Ahnen ziehts durch alle Welt: das Alte vergeht, siehe, es wird alles neu! Wie erschließen sich ihm die Herzen, wie jubelt sein Volk ihm zu! Um Augustin her lagerts wie Gewitterschwüle. Und wir wissen: die Blitze werden zünden, es wird ein Weltbrand werden. Das macht uns vieles verständlich, was uns sonst an ihm so fremd erscheint. Es läßt uns vor allem den weltflüchtigen Sinn begreifen, der, wie Bornemann mit vollem Recht hervorhebt, überall in seinen Schriften und so auch in seinen Konfessionen sich zeigt. Aber es läßt uns viel mehr noch darüber staunen, daß dieses Mannes letztes Wort nicht Mönchtum und Askese gewesen ist — diese Losung kannten sie, und vielleicht in noch viel schärfrer Ausprägung, auch vor ihm —, sondern die Gnade Gottes und Christi. Fast möchte ich da sagen: man könnte ihn den Propheten des Exils vergleichen, die an den Wassern Babels den Trauernden zurufen: Tröstet, tröstet mein Volk. Einem todmüden Geschlecht, dessen Beste eine fieberhafte Sehnsucht nach dem Tode und einer phantastisch umkleideten Ewigkeit ergriffen hatte, hielt Augustin in wunderbar reichen Worten die Predigt von der erneuernden, verjüngenden Kraft der Gnade entgegen. Das ists, was ihn groß macht im Reiche Gottes, was ihn auch nahe, sehr nahe mit Luther verbindet. Ueber allem Trennenden möchte ich das Verbindende nie vergessen.*)

S E

(Licht und Schatten in der katholischen und evangelischen Kirche) Von Martin Leo, evangelischem Pfarrer. Kirchliche Zeit- und Streitfragen, Heft I. Dortmund, Herm. Meyer, 1888; 60 Pfge. —

Der evangelische Pfarrer Martin Leo hat den Beruf in sich gefühlt, unter Verurteilung des „engherzigen Parteistandpunktes als des sichern Zeichens von Beschränktheit des Geistes und Herzens“ die Licht- und Schattenseiten an den beiden großen Religionsgemeinschaften, der evangelischen und der römisch-katholischen, darzulegen, um, wie er meint, dem „eigensinnigen Streite, der nur für geifernde Weiber“ sein mag, entgegenzuarbeiten, die römische Kirche zu gerechter Beurteilung und zu Anerkennung der evangelischen zu veranlassen und einen edlen Wettstreit zur Erbauung des Gottesreichs auf Erden anzubahnen. Aber indem er sich „auf den Standpunkt der katholischen Kirche stellt und auf ihre Ideen eingeht,“ hat er doch wieder einen Standpunkt innerhalb der Parteien eingenommen und, wie sich mit eindringlicher Deutlichkeit zeigt, nicht zur Förderung der Gerechtigkeit und Wahrheit. Das eifrige Bestreben, der römischen Kirche „gerecht“ zu werden, läßt ihn mit verschwindend geringen Ausnahmen das dortige Kirchentum in hellem Lichte erscheinen und die kirchlichen Auffassungen und Einrichtungen aus „menschlichem Bedürfnisse,“ aus der „sinnlich-geistigen“ Menschennatur, aus „dem Rechte und der Pflicht einer Weltkirche gegenüber veränderten Umständen“ u. dgl. rechtfertigen und recht nützlich und annehmbar finden. Den einzig berechtigten Maßstab, die heilige Schrift, wendet er gelegentlich an, z. B. bei Besprechung des Fegfeuers und der Totenmesse, um ihn bei andrer Gelegenheit als unnütz beiseite zulegen, so bei der Verteidigung der Kelchentziehung — denn „abwägende Beurteilung“ kann man hier (S. 33) nicht gut mehr sagen. Hier und anderswo tritt in der Broschüre ein unverhohlnes Bedauern hervor, daß „die evangelische Kirche bei Feststellung ihrer Lehre bloß die Bibel hat reden lassen, auf praktische Erwägungen aber keine Rücksichten genommen hat“ (S. 25). „Die Meinung [der Katholiken, daß sie durch gute Werke sich ein besondres Verdienst vor Gott erwerben könnten], ist gewiß nicht evangelisch, aber sie ist praktisch von bedeutender Wirkung. Infolgedessen haben die Katholiken glänzend ausgestattete Kirchen, und wir möchten in großen Städten Betsäle auf Anleihe bauen“ (S. 14). Das alte Bibelbuch, das kein Menschenverdienst kennt und Gottes Ehre keiner Menschenkraft lassen will, ist freilich „unpraktisch,“ wo es sich um zähl- und wägbare Handgreiflichkeiten handelt. Daß es auf die Anbetung im Geist und in der Wahrheit, auf das Gespräch des Herzens mit Gott dringt, ist auch nicht recht praktisch. „Evangelische belächeln bisweilen die katholischen Prozessionen, und doch könnten uns Sänger, Schützen und Turner belehren, daß feierliche Aufzüge die Begeisterung hervorrufen und erhöhen.“ So wörtlich auf S. 20 der Broschüre! Anderseits soll doch wieder die heilige Schrift herhalten, wenn es gilt, das katholische Sakrament der letzten Oelung zu empfehlen. Leo behauptet: „Als eine heilsame, auf dem Evangelium ruhende Einrichtung muß jeder Vorurteilsfreie das Sterbesakrament der letzten Oelung bezeichnen“ (S. 27). Aber reden denn die Stellen Mark. 6, 13 und Jak. 5, 14—16 von der Salbung Sterbender und nicht vielmehr mit aller wünschenswerten Deutlichkeit von Krankenheilungen? Es ist ein seltsames Hin und Her in Leos Schriftchen. Die Bibel gilt jedesmal soviel, wie es ihm gerade paßt, bald alles, bald wenig, bald nichts. — Es würde zu viel Raum in Anspruch nehmen, wollte ich die zahlreichen Schiefheiten und Unrichtigkeiten im einzelnen beleuchten, die mißverständliche Zusammenstellung der in der evangelischen Kirche angeblich geltenden Ueberlieferung mit der römischen, deren spezifischen Begriff das Trienter Konzil (4. Session) bekanntlich in absichtlichem Gegensatze zu den protestantischen Grundsätzen bestimmt hat, die Zusammenstellung der Pietät gegen Nachlassenschaften geliebter und verehrungswürdiger Toten

---

*) Das ist doch auch von dem Verfasser nicht geschehen. Vgl. den Anfang der Einleitung Bornemanns. So trennt der Verfasser und seine Beurteiler weniger die verschiedne Erkenntnis der Sache, als ein verschiednes Interesse bei ihrer Darstellung.

D H

mit der römischen Verehrung von Reliquien, „durch welche den Menschen viele Wohlthaten von Gott erwiesen werden,“ und deren Aufbewahrungsstätten „zur Erlangung von Hilfe“ zu besuchen seien (25. Session des Tridentinums), die Zusammenstellung des „Kultus des Genius“ mit dem Kultus der Heiligen, die „bittflehend anzurufen gut und nützlich“ sein soll (dieselbe Session), die Verherrlichung der päpstlichen Hierarchie, die Anpreisung des Priesterzölibats, die Unterstellung, als hätten die Evangelischen den Grundsatz, jeder könne nach seiner Façon selig werden u. s. w. Zur endgiltigen Kennzeichnung der Broschüre möge hier nur noch Folgendes angeführt werden. Die Rechtfertigungslehre ist nach Leo mitnichten der Zentralpunkt eines berechtigten Widerspruchs der Protestanten gegen die Römischen. Er sagt: „Wir Protestanten müssen uns vorhalten, daß der Wortglaube an sich tot und nur der Thatglaube lebendig ist . . .“ (S. 21). Nach der Gedankenverbindung kann das nicht gut etwas anders bedeuten als: wir Protestanten seien geneigt, das Fürwahrhalten von Worten als den Glauben anzusehen, der uns zur Gerechtigkeit gerechnet wird (Röm. 4). Diese grundlose Behauptung ist alt und hat hier vielleicht nur das Neue, daß sie ein evangelischer Pfarrer wiederholt. Jeder gläubige Protestant erlebt in sich, was Luther in der Vorrede zum Römerbriefe von dem sagt, was allein die Bezeichnung Glauben im evangelischen Sinne verdient: „O es ist ein lebendig, geschäftig, thätig, mächtig Ding um den Glauben, daß unmöglich ist, daß er nicht ohne Unterlaß sollte Gutes wirken. Er fraget auch nicht, ob gute Werke zu thun sind, sondern ehe man fraget, hat er sie gethan und ist immer im Thun.“ — Auf S. 35 seiner Broschüre behauptet endlich der evangelische Pfarrer Leo: „Wer die Unfehlbarkeit Jesu leugnet, der hat allerdings das wenig beneidenswerte Recht, über die Unfehlbarkeit des Papstes zu spotten. Wer hingegen das Evangelium und vollends die Kirchenlehre als unfehlbare Wahrheit annimmt, der darf sich über die Schlußfolgerungen des Katholizismus nicht wundern.“ Das genügt wohl.

Leo bemerkt gelegentlich (S. 12), daß die unzureichende kirchliche Versorgung der Protestanten in Großstadt-Gemeinden von der „katholischen Kirche und namentlich vom Jesuiten-Orden benützt werde, das verlorne Gebiet zurückzuerobern.“ Ich bin überzeugt, daß evangelische Pfarrer, die solche mit zahllosen Unrichtigkeiten durchwebte Schriften in die Welt schicken, wie die vorliegende es ist, und sie dann noch mit ihrem evangelischen Amtstitel und mit ihrer sogenannten Vorurteilslosigkeit stempeln, den römischen Zurückeroberern mit vollen Armen Waffen zutragen.

E B

Die hier besprochne Schrift, deren Verfasser den Vornamen unsers Luther mit dem Amtsnamen des gegenwärtigen Papstes verbindet, hatte durch ihre ganze, von vornherein für das römische Kirchensystem günstige Anlage, durch ihre unglaublich äußerliche und ungerechte Vergleichung der konfessionellen Eigentümlichkeiten, durch ihre oberflächliche und willkürliche Behandlung der h. Schrift, durch ihre schiefen, ungeschichtlichen Urteile und halsbrechenden Argumentationen, durch ihre unklaren oder — römischen Ideale uns auf den Gedanken gebracht, daß dies ganze Machwerk gar nicht, wie der Titel sagt, von einem „evangelischen Pfarrer“ herrührt, sondern ein Versuch ist, unter der Maske eines evangelischen Pfarrers Propaganda für römisch-katholische Anschauungen zu machen oder mindestens unter protestantischen Laien Verwirrung zu stiften. Indes hat uns eine zweite Schrift desselben Verfassers „Die volkstümliche Einrichtung der evangelischen Kirche“ (Dortmund, 1888, 55 Pfge.) in dieser Vermutung wieder zweifelhaft gemacht, da sie wenigstens etwas mehr Kenntnis der gegenwärtigen protestantischen Zustände und Bestrebungen verrät und in ihren Urteilen etwas vorsichtiger und billiger ist, wiewohl die Darstellung nichts besonders Neues und Wertvolles enthält und uns einer besondern Besprechung nicht wert erscheint. Uebrigens bleibt es auch uns ein psychologisches Rätsel, wie ein evangelischer Pfarrer eine solche Schrift wie die oben angezeigte veröffentlichen kann. Es wäre uns lieb zu erfahren, wo Herr Martin Leo evangelischer Pfarrer ist, wo er studirt und seine theologischen Examina gemacht hat. Oder ist er etwa Konvertit?

W B

(Eine französische Zeitschrift) für solche, die sich in dieser Sprache üben wollen, also vornehmlich für die reifere Jugend, können wir unsern Lesern warm empfehlen, da sie die gerade der französischen Litteratur gegenüber so wichtigen moralischen Ansprüche ernstlich im Auge behält. Es ist die von Professor Reitzel in Lausanne herausgegebne: L'Écho littéraire. Monatlich erscheinen zwei Hefte zu je 24 Seiten. Haltegebühr 2 Mark für das Halbjahr. Vergleiche unter „Anzeigen.“ Nachlässigkeiten wie die Verdeutschung: La nuit tombe — sinkt unter, statt sinkt hernieder, sind mir sonst nicht begegnet. Man verlange Probenummern von K. Gustorff in Leipzig. Wiederholt empfohlen sei auch Gustorffs Katalog französischer Bücher für das deutsche Haus, der nur solche Bücher aufgenommen hat, „die rückhaltlos vom ethischen Standpunkte empfohlen werden können.“

R

Verschiednes

(Verbot der lutherischen Mission in Rußland) Die Urkunde des schmählichen Verbots, wodurch unsern lutherischen Glaubensgenossen Beteiligung an der von Christus seiner Kirche aufgetragnen Missionsarbeit untersagt wird, ist zwar bereits in den bessern Tagesblättern veröffentlicht worden. Wir möchten sie gleichwohl zu weitrer Verbreitung und zu dauernderem Gedächtnis den Spalten auch unsers Blattes einverleiben und entnehmen der Kreuzzeitung folgendes:

Seiner Kaiserlichen Majestät des Selbstherrschers aller Reussen Befehl aus dem Evangelisch-Lutherischen General-Konsistorio.

So lautet das Rubrum der vor einigen Tagen erwähnten unerhörten Kundgebung der russisch-griechischen Kirche gegen die evangelische Mission vom 21. Juni 1889, deren Wortlaut folgender ist:

Mittels Predtoschenie (Erlaß) vom 10. Juni d. J. No. 2772 hat Seine hohe Exzellenz, der Minister des Innern, dem General-Konsistorio in Eröffnung gebracht, daß aus den im Ministerio vorhandnen Daten zu ersehen sei, daß alljährlich, meistens in den Sommermonaten, in vielen Evangelisch-Lutherischen Gemeinden des Reichs von den Pastoren sogenannte Missionsfeste veranstaltet werden, welche mit einem Gottesdienste, nicht selten unter freiem Himmel, verbunden werden, wobei Predigten gehalten werden.

Letztre bezwecken, die anwesenden Gemeindeglieder zur Darbringung von freiwilligen Gaben für die Bedürfnisse der protestantischen Mission in Rußland und im Auslande anzuregen. Die auf diesen Festen eingesammelten Darbringungen würden für die Angelegenheiten der Mission im Innern des Reiches (Bekehrung der Hebräer zum lutherischen Glauben, Rückführung der von demselben Abgefallnen u. dergl.) verausgabt, zum größten Teile aber ins Ausland versandt zur Unterstützung der dort bestehenden Missions-Anstalten. Ueberhaupt sei die protestantische Missionsthätigkeit in Rußland so fest organisirt, daß sie den gewöhnlichen Gegenstand der Verhandlungen auf den jährlichen Synoden der evangelisch-lutherischen Prediger bilde, von denen auch die Rechenschaftsberichte in dieser Angelegenheit zusammengestellt und gedruckt würden. Auf Grund der im Reiche geltenden Gesetze (Reichs-Gesetzbuch Bd. XIV, Statut über Verhinderung und Vorbeugung von Verbrechen, Art. 78, Ausgabe von 1876) sei indessen allein bloß die herrschende Rechtgläubige Kirche berechtigt, in den Grenzen des Staates die zu derselben nicht gehörenden Unterthanen zur Annahme ihres Glaubens zu überzeugen. Die geistlichen und weltlichen Glieder der übrigen Glaubensbekenntnisse, seien dagegen, auf Grund des Art. 4 des XI. Bds., Teil I der Reichsgesetze, aufs strengste verpflichtet, die Gewissensüberzeugung der ihrer Religion nicht Angehörenden nicht anzutasten, widrigenfalls sie den in den Kriminal-Gesetzen festgesetzten Strafen unterliegen.

Im Hinblick auf diesen so klaren Sinn des Gesetzes könne keinerlei Missionsthätigkeit der lutherischen Geistlichkeit, in welcher Form dieselbe sich auch äußern möge, in Rußland zugelassen werden.

Gleichermaßen seien Sammlungen von freiwilligen Beiträgen in Grundlage des Artikel 34 des obenerwähnten Statutes überhaupt nur mit besondrer diesbezüglicher Genehmigung zulässig; eine solche Genehmigung sei aber zur Veranstaltung von Sammlungen zu Missionszwecken von der lutherischen Geistlichkeit nicht eingeholt worden.

Im Statut der Evangelisch-Lutherischen Kirche (Reichsges. Bd. XI, Teil I) seien die Fälle genau bestimmt, in denen Sammlungen von freiwilligen Beiträgen in den protestantischen Gemeinden zulässig seien, wie z. B. zum Besten der Prediger-Witwen- und Waisen-Kassen (Artikel 358), zum Bau von Kirchen (Artikel 652) und dergleichen. — Im erwähnten Statut sei aber keine Bestimmung über die Erlaubnis zur Veranstaltung von Sammlungen für die Bedürfnisse der protestantischen Mission in Rußland und im Auslande enthalten, und derartige Sammlungen könnten, da durch das Gesetz jede Missionsthätigkeit der andersgläubigen Geistlichkeit verboten sei, nicht zugelassen werden.

Im Hinblick auf das oben Dargelegte hat Seine hohe Exzellenz das General-Konsistorium beauftragt, den ihm untergeordneten Konsistorien vorzuschreiben, den evangelisch-lutherischen Predigern die Veranstaltung der oben erwähnten Missionsfeste, die Veranstaltung von Sammlungen in den protestantischen Gemeinden für die Bedürfnisse der Mission und ebenso die Versendung der zu diesem Zwecke eingesammelten Geldsummen ins Ausland zu verbieten.

In solcher Veranlassung wird dem obl. Konsistorio bei Eröffnung des Obigen aufgetragen, in Erfüllung der Predtoschenie Seiner Exzellenz des Ministers des Innern das Erforderliche wahrzunehmen. Zugleich wird dem obl. Konsistorio desmittelst vorgeschrieben, nach erfolgter Erfüllung der Predtoschenie Seiner hohen Exzellenz über die Durchführung der dargelegten Maßregel, spätestens bis zum Beginn der Herbst-Juridik dieses General-Konsistoriums zu berichten.

Präsident: Wirklicher Geheimrat T. v. Giers.

F. d. Sekret.: Glaeser.

Wann werden unsre lutherischen Kirchenbehörden es müde werden, den Protest gegen solche Ungeheuerlichkeiten und den Ausdruck der Leidensgemeinschaft mit den bedrängten Brüdern privatem Eifer zu überlassen?

Die Leipziger Missionsgesellschaft, durch den Verlust der russischen Unterstützungen schwer geschädigt, versendet soeben eine dringende Mahnung an ihre Freunde, ihr Werk in diesen Bedrängnissen „über Wasser zu erhalten.“

R

(Aufruf für die katholische Rochuskapelle) Dem Korrespondenzblatte der Evangelischen Konferenz für das Großherzogtum Hessen entnehmen wir folgende Beschwerde und Mahnung aus Oberhessen:

Durch die Blätter — ohne Unterschied der Konfession — geht eben ein „Aufruf“ um Gaben für den Wiederaufbau der durch Brand teilweise zerstörten katholischen Rochus-Kapelle bei Bingen. Wir verstehen nicht, wie man für rein-katholische Zwecke und wo weder ein nationales noch ein künstlerisches Interesse in Frage kommt, sich an den Geldbeutel des ganzen deutschen Volkes zu wenden und also auch die Gaben der Evangelischen, für die man von ultramontan-katholischer Seite sonst nur ausgesuchteste Liebenswürdigkeiten negativer Art übrig hat, in Anspruch zu nehmen wagt. Der als Lockspeise aufgesteckte Name

Goethes, der bekanntlich im Jahre 1814 die Rochus-Kapelle besucht und das bunte Jahrmarktstreiben des Rochusfestes humorvoll beschrieben hat, ist doch wahrlich kein genügender Grund für die Zumutung an die Evangelischen Deutschlands, ihre für die eignen kirchlichen Notstände und Bedürfnisse ohnedies so dringend notwendigen Gaben für die Wiederherstellung eines national wie künstlerisch ganz bedeutungslosen katholischen „Wallfahrtskirchleins“ zu spenden. Dies umso weniger, wenn man sich erinnert, wie seit einer Reihe von Jahren katholische Gelehrte (wie Sebastian Brunner und ganz besonders der Jesuit Baumgartner) und zahlreiche Schriftsteller, Litteraten und Redakteure (wie Schmidinger, Necom u. a.), ohne das geringste Desaveu von katholischer Seite zu erfahren, ja unter ausdrücklicher Aufmunterung und Belobigung, ganz systematisch am Werke sind, unsern „angeblich größten deutschen Dichter“ in unflätiger Weise herunterzureißen, seine Werke dreist unter die „schlechte Lektüre“ einzureihen und von einem mit ihm getriebnen „wahrhaft anekelnden Kultus“ zu reden, mit einem Worte — dem deutschen Volke jede Art von Freude und Hochachtung an den Geistesprodukten seines größten und geistesfreisten, weil echt protestantischen Klassikers zu rauben. Wir wünschen diesem Artikel die weiteste Verbreitung in der deutschen Presse und hoffen, daß er alle evangelische Deutsche, die noch einen offnen Sinn für die Ehre der evangelische Kirche, für die Größe des protestantischen Gedankens und für die Würde der deutschen National-Litteratur haben, bewegen wird, ihre Gaben für wichtigere und bessere Zwecke zu verwenden als für den Wiederaufbau einer national wie künstlerisch gleich bedeutungslosen und den Evangelischen mindestens höchst gleichgiltigen katholischen Wallfahrtskirche.

(Die Generalversammlung des Evangelischen Bundes), welche vom 1. bis 3. Oktober in Eisenach stattfinden soll, wird, wie verlautet, folgenden Verlauf haben. Am 1. Oktober: Konferenzen der Abgeordneten, Festgottesdienst (Hofkaplan Braun-Stuttgart) und Begrüßungsabend. Am 2. Oktober: vormittags: Ansprache des Vorsitzenden Grafen v. Wintzingerode, Bericht des Schriftführers Konsistorialrat Leuschner und Vortrag des Professor D. Witte-Pforta: „Der religiöse Protest gegen Rom“; nachmittags: Grundsteinlegung des Lutherdenkmals (Geheimrat Professor D. Fricke-Leipzig); abends: Oeffentliche Versammlung mit Ansprachen von D. Warneck, Kirchenrat Förtsch u. v. a. Am 3. Oktober: vormittags: „Der gemeinsame evangelische Glaubensgrund im Kampfe gegen die römische Kirche“ (Geheimrat Professor D. Lipsius-Jena); „Reformation und Revolution“ (Professor Dr. Treitschke); Nachmittags: Wartburgfeier (Professor D. Beyschlag); abends: Devrients Lutherfestspiel.

(Die Berichterstattung über die Meißner Konferenz) in den kirchlichen Blättern hat eine ganze Reihe neuer Belege dafür gebracht, daß die Berichterstattung über Thatsachen in der ausgesprochen christlichen Presse nicht zuverlässiger ist, als in der profanen. Dieser weigert der Kundige das Vertrauen, sowie irgend die Parteistellung in Frage kommt; leider muß man auch unsern Kirchenzeitungen gegenüber sich dieselbe Vorsicht zur Pflicht machen.

Nachdem uns bereits von andern Orten starke Entstellungen des Thatbestandes in Berichten von der jüngsten Meißner Konferenz begegnet waren, lesen wir in Nr. 30 der von D. Zöckler herausgegebnen Evangelischen Kirchenzeitung Folgendes:

„Am Abend desselben Tages folgte ein Vortrag des Pfarrers Dr. Wetzel-Bischofswerda über den Evangelischen Bund. . . . Seine Schutzrede fand indessen nur bei der geringern Zahl der folgenden Redner Beifall. Die Mehrheit derselben (wie Oberkonsistorialrat Ackermann, Superintendent Pank, Vereinsgeistlicher Seidel) brachten mehr oder minder schwerwiegende Bedenken gegen die Bestrebungen und die Kampfesweise des Bundes zum Ausdruck.“

Hiergegen ist nun leicht festzustellen, daß in der Debatte vier Redner gegen den Bund gesprochen haben, darunter der eine als Freund und wohl gar Mitglied, sechs dafür. Der eingehende sachliche Bericht des wahrlich nicht bundesfreundlichen Sächsischen Kirchen- und Schulblatts ist das Zeuge. Und daß die Mehrheit der Versammlung dem Bunde freundlich gestimmt war, bewies die Stärke des Beifalls und des Widerspruchs zur Genüge.

Der Fall ist ja an sich unerheblich; aber selten kann man so wie hier den Berichterstatter ziffern- und aktenmäßig der Fälschung überführen. Das Bedauerlichste an der Sache scheint uns aber dies. Der ganze Sinn der Verhandlung, wie sie in Meißen über den Bund gepflogen wurde, ist für unsre großen Parteizeitungen gar nicht vorhanden. Der Oberlausitzer Zweigverein des Evangelischen Bundes hatte an den Vorstand der Meißner Konferenz das Ersuchen gerichtet, einen freundschaftlichen Austausch über den Bund zu veranlassen, und zwar so, daß ein Referent für und ein Referent gegen bestellt wurde. Der Vorstand der Meißner Konferenz hatte nur einen Referenten für den Bund beauftragt und das Gegen der Debatte überlassen. Diese trug denn auch wirklich den Charakter brüderlicher Meinungsäußerung: so sollten Männer, so sollten Christen, so sollten Pastoren immer über die brennenden Fragen der Zeit und der Kirche verhandeln. Ich thue den preußischen Parteiverhältnissen schwerlich Unrecht, wenn ich sage, daß eine solche Konferenz über den Bund in Altpreußen kaum möglich ist. Und dem entspricht es, wenn die preußischen Kirchenzeitungen gar nicht anders können, als im reinen Parteisinne von Meißen berichten.

Zu der Evangelischen Kirchenzeitung aber hegen wir das Vertrauen, daß sie die Berichtigung ihres Irrtums ihren Lesern mitteilen wird.

R

Quittung

Für den Frauenverein Edelweiß in Berlin (Sommerpflege armer Näherinnen): 14 Mk. von einigen Lehrerinnen in Offenbach a. M.; 4 Mk. E R in S.

Für das Diakonissenhaus des Evangelischen Bundes in Schwäbisch-Hall: 3 Mk. von H K, Kirchwehren.

Für die evangelische Erziehungsanstalt Schadwalde in Westpreußen: 3 Mk. von H K, Kirchwehren.

Für die evangelische Erziehungsanstalt Godesheim am Rhein: je 1 Mk. von H K, Kirchwehren und von G B, Stuttgart.

Für den Kirchbau in Goldisthal, Thüringen: 4 Mk. von P M in S.

Für die Gemeinde Arenshausen im Eichsfelde: 5 Mk. von J B, Quedlinburg.

Für die Gemeinde Prüm in der Eifel: 5 Mk. von G B, Quedlinburg.

Für die Gemeinde Rottalowitz in Mähren: 1 Mk. von N R, Leipzig.

Für die Gemeinde Nemes Kosztolany in der Slowakei: 3 Mk. von E M, Dresden.

Für den Kirchbau zu Rudolfsthal (Maglaj am Verbas) in Bosnien: 5 Mk. von J B, Quedlinburg; 3 Mk. von R L, Freiberg.

Für die evangelische Gemeinde Sofia in Bulgarien: 5 Mk. von J B, Quedlinburg; 1 Mk. von H K, Kirchwehren.

Für die Mission in Ostafrika, insbesondre das Krankenhaus zu Sansibar: 20 Mk. aus der Gemeinde Schönbach, 1 Mk. von H K, Kirchwehren.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Ein Kandidat der Theologie

pädagogisch und musikalisch gebildet, mit guten Zeugnissen, 26 Jahr alt, im Besitz der Qualifikation zum Reserveoffizier, geprüfter Lehrer der Stenographie, sucht in einem feinen Haus, in einer Schule oder Anstalt z. 1. Oktbr. Stellung als Lehrer od. Erzieher. Auch sonstige, seinen Fähigkeiten entsprechende Stellungen würde derselbe annehmen. Anfragen, mit Angabe der gestellten Anforderungen und des Gehaltes befördert unter **B. V. 009.** der „Invalidendank“ Dresden.

Ein Kandidat der Theologie

sucht nach Absolvierung des Seminarkursus am 1. Oktober Stellung als Vikar, Lehrer in einem Institut oder als Hauslehrer. Gefl. Adr. an die Exped. d. Bl. sub 24 1864.

Evangelischer Verein der Gustav-Adolf-Stiftung

Ordnung

für die am 2., 3., 4., 5. und 6. September 1889 zu Danzig abzuhaltende dreiundvierzigste Hauptversammlung

Montag, den 2. September

Während der Dauer der Versammlung ist im Hotel du Nord wie zu den Ankunftszeiten aller Eisenbahnzüge, ausgen. der Lokalzüge, in dem Bahnhofsgebäude „Lage Thor“ wie „Hohes Thor“ ein Wohnungs- und Anmeldebüreau und im Hotel du Nord (Langenmarkt 19) das Büreau des Zentralvorstandes für sämtliche Festteilnehmer eröffnet.

Es wird gebeten, daß die Abgeordneten der Haupt-, Frauen- und sonstigen Vereine ihre Vollmachten im Büreau des Zentralvorstandes abgeben. Bei dem in diesem Büreau anwesenden Beauftragten des Zentralvorstandes ist auch die Eintragung in die Rednerliste, die Zeichnung auf Bericht und Festpredigten, die Anmeldung und Zahlung der Beiträge für das gemeinsame Liebeswerk oder sonstige Einzahlungen und die Anmeldung der Wünsche in Bezug auf Empfang der für die Diaspora bestimmten Kultusgegenstände zu bewirken.

Es wird weiter gebeten, die Anmeldung bei dem Wohnungs- und Anmeldebüreau durch Karten mit deutlicher Adressenbezeichnung und unter der Angabe, ob Abgeordneter, zu bewirken, damit Name und Adresse richtig in die Präsenzliste eingetragen werden können. — In demselben Büreau werden die Festkarten (3 Mark), welche zur Benutzung der reservirten Plätze bei den Gottesdiensten und zur Teilnahme an allen Festlichkeiten berechtigen, und die Tischkarten (3 Mark) zum gemeinsamen Mittagsessen in Zoppot ausgegeben, die Wohnungen nachgewiesen und sonst gewünschte Auskunft nach Möglichkeit erteilt.

9 Uhr vormittags: Beratung des Zentralvorstandes im kleinen Saale des Hotel du Nord.
nachmittags: Fortsetzung dieser Beratung.
abends: Zusammenkunft im Hotel du Nord.

Dienstag, den 3. September

9 Uhr: Fortsetzung der Beratung des Zentralvorstandes.
4 Uhr: Oeffentl. Begrüßungsversammlung im Konzertsaal des Stadt-Museums. Von da Zug in die St. Trinitatiskirche
5 Uhr: Festgottesdienst daselbst. Predigt: Herr Stadtpfarrer Lauxmann aus Stuttgart. Vor Schluß des Gottesdienstes finden Ueberreichungen von Festgaben statt.
7 Uhr: Nichtöffentliche Versammlung der Abgeordneten im Saale des Hotel du Nord. Nach Schluß derselben freie Vereinigung aller Festteilnehmer im Artushofe.

Mittwoch, den 4. September

7 Uhr: Glockengeläute von den Türmen der evangelischen Kirchen.
7½ Uhr: Choralblasen von den Türmen der St. Marien- und St. Katharinen-Kirche.
8½ Uhr: Festgottesdienst in der St. Marien-Kirche. Predigt: Herr General-Superintendent D. Koegel.
10½ Uhr: Erste öffentliche Versammlung in der St. Johannis-Kirche. **1. Eröffnungsansprachen. 2. Vortrag aus dem Jahresberichte des Zentralvorstandes, durch dessen Schriftführer, Herrn Schulrat Dr. Hempel aus Leipzig. 3. Ansprachen und sonstige Mitteilungen von Abgeordneten und Gästen.**
2 Uhr: Fahrt nach Zoppot. Festmahl im dortigen Kurhause.
6 Uhr: Fahrt nach der Westerplatte. Konzert.

Donnerstag, den 5. September

8½ Uhr: Zweite öffentliche Versammlung in der St. Johannis-Kirche. **1. Besprechung über den Jahresbericht des Zentralvorstandes. 2. Berichterstattung über die Zentralkassenrechnung für 1887/88.** Beschlußfassung. **3. Wahl von drei Rechnungsprüfern auf die Zeit vom 6. November 1889** bis 6. November 1892. **4. Das gemeinsame Liebeswerk, für welches vom** Zentralvorstand die nachstehend in alphabetischer Reihenfolge aufgeführten Gemeinden:

Sipiory in Posen	(No. 413 der Auszüge)
Waitzen in Ungarn	(„ 1304 „ „)
Weisenau in Hessen-Darmstadt	(„ 547 „ „)

vorgeschlagen worden sind. a Anmeldung der Beiträge. b. Bericht des Herrn Regierungsrat a. D. Schultz aus Breslau über die vorgeschlagenen drei Gemeinden. c. Abstimmung der Abgeordneten der Hauptvereine und des Zentralvorstandes. **5. Beratung und Beschlußfassung über die etwaigen durch die Vorversammlung auf die Tagesordnung gebrachten** Gegenstände, beziehentlich Bekanntmachung der in der Vorversammlung gefaßten Beschlüsse der Abgeordneten. **6. Fortsetzung der Ansprachen;** soweit thunlich. **7. Bestimmung über Ort und Zeit der nächsten Hauptversammlung.**
7 Uhr: Darstellung lebender Bilder aus der Reformationsgeschichte Westpreußens im Schützenhaussaale.
8 Uhr: Oeffentliche Nachversammlung mit Ansprachen auswärtiger Festgäste im Schützenhaussaale.

Freitag, den 6. September

9 Uhr: Besichtigung der Stadt.
1 Uhr: Gemeinschaftliche Eisenbahnfahrt nach Marienburg zur Besichtigung des dortigen Deutsch-Ordens-Schlosses.

Wer durch Vermittlung des Festausschusses freie Wohnung oder solche gegen Entgelt in einem Gast- oder Privathause zu erhalten wünscht, wolle diesen Wunsch spätestens bis zum 15. August an die Adresse des Herrn Kaufmann Hevelke, Frauengasse 41, gelangen lassen, durch welchen auch die Festkarten gegen Einsendung von 3 Mark zu beziehen sind. Die Karten zum Festessen müssen spätestens Dienstag, den 3. September, abends 7 Uhr, gelöst sein.

Danzig, den 23. Juni 1889.

Der Zentralvorstand — Fricke. Hempel.

Der Festausschuß — Koch. Bertling. Matzko.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen, sowie vom Verleger **D. B. Wiemann** in **Barmen** zu beziehen:

Offener Brief an den Herrn Erzbischof Krementz in Köln

von dem Pfarrer Thümmel in Remscheid.

Preis 20 Pfg. (Bei Partiebezug billiger.)

L'ÉCHO LITTÉRAIRE

SOUVENIR DU PENSIONAT

Journal bi-mensuel destiné a l'étude de la Langue Française publié sous la pirection de Aug. Reitzel Professeur à l'Ecole normale et à l'Ecole supérieure des Jeunes Filles, à Lausanne.

Neuvième Année

Nr. 13 (1er Juillet 1889): **Sommaire.** La Belle-Nivernaise, histoire d'un vieux bateau et de son équipage, par A. Daudet. — Deux mamans diplomates, par E. Legouvé. — Le prise de la Bastille, par H. Martin. — Paysages lunaires, par C. Flammarion. — Solutions. — Enigme. **Supplément.** Poésies de E. Naville et L. Ratisbonne. — Il n'est chance qui ne retourne, proverbe par P. Célières. — Morceaux à traduire, devoirs, etc.

No. 14 (15 Juillet 1889): **Sommaire.** La Belle-Nivernaise, histoire d'un vieux bateau et de son équipage, par A. Daudet. — Deux mamans diplomates, par E. Legouvé. — La prise de la Bastille, par H. Martin. — Variétés. — Logogriphes. **Supplément.** Poésies. — Il n'est chance qui ne retourne, proverbe par P. Célières. — Morceaux à traduire, devoirs, etc.

Prix d'abonnement: Suisse, 1 an, 4 fr. Etranger, 5 fr. ou 4 Mk.
On s'abonne au bureau de l'**Echo littéraire**, à Lausanne, et à tous les bureaux de poste, ainsi que dans toutes les librairies.

Depot für Deutschland: K. Gustorff, Buchhandlung, in Leipzig.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
Pour l'Amérique: M. Roth, professeur, Broad Street Academy, **Philadelphie.**

Halte was du hast. Zeitschrift für Pastoraltheologie. U. Mitwirk. von Hofpred. D. Braun, Kons.-Rat D. Kleinert u. Prof. D. H. A. Köstlin, herausg. von D. E. Sachsse. XII. Jahrg. 1889. (H. Reuthers Verl.-Buchh. in Berlin.) Preis vierteljährlich Mk. 2.—.

Inhalt des 10. Heftes:

I. **Abhandlungen.** Die Ordination in dem nachapostolischen und altkatholischen Zeitalter. Von Professor D. Achelis in Marburg. — Referat über die neueste erbauliche Litteratur. Von Pfarrer Eibach in Nenderoth.
II. **Meditationen.** 6. Sonntag nach Trinitatis. 1. Joh. 5, 19—29. Von Dekan Schwarzkopf in Schwäbisch-Hall. — 6. Sonntag nach Trinitatis. 2. Ev. Matthäi 5, 27–32. Von Emil Quandt, erster Direktor des königlichen Predigerseminars in Wittenberg. — 7. Sonntag nach Trinitatis 1. Luk. 13, 10—17. Von P. Gabriel, Oberschmon. — 7. Sonntag nach Trinitatis. 2. Matth. 5, 33–37. Von Richard Lauxmann, Stadtpfarrer an der Stiftskirche zu Stuttgart. — 8. Sonntag nach Trinitatis. 1. Matth. 19, 16—26. Von Stadtpfarrer Pezold in Friedrichshafen a. Bodensee. — 9. Sonntag nach Trinitatis. 2. H. v. Matth. 5, 38—48. Von Dr. Hering, Pastor in Colmnitz. — 9. Sonntag nach Trinitatis. Matth. 16, 24–28. Von Paul Lang, Stadtpfarrer in Ludwigsburg. — 9. Sonntag nach Trinitatis 2. Matth. 6, 1—4. Von Paul Lang, Stadtpfarrer in Ludwigsburg. — Predigt bei dem Trauergottesdienste für Ihre Majestät die Königin Mutter Marie von Bayern, am 27. Mai 1889. Von Pfarrer J. Schiller in Nürnberg.
III. **Theologische Bibliographie** von Dr. Johs. Müller.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig